L. engl. e. 61c
5.

G. P. R. James'

Romane,

in

deutschen Uebertragungen

herausgegeben

von

F. Notter und G. Pfizer.

Zweiundzwanzigstes Bändchen.

Stuttgart.

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

1840.

Richelieu.

Eine
Erzählung aus der französischen Geschichte

von

G. P. R. James.

Aus dem Englischen.

Ich rath' Euch drum, Ihr wollt des Kardinals
Verschmitzte Bosheit wohl mit seiner Macht
Zusammenreih'n, dabei erwägen, daß,
Worauf sein wilder Haß auch brüten möge,
Ihm als Minister nie ein Werkzeug fehlt.
Shakespear.

Erstes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1840.

BIBLIOTHECA
CIVITATIS
BAMBERGENSIS

Zueignung zur zweiten Ausgabe.

An Sir Walter Scott, Baronet!

Theurer Sir!

Als ich dies Buch zum ersten Mal dem Publikum übergab, war ich demselben noch völlig unbekannt, und nur Ihre freundliche Aufmunterung flößte mir das Zutrauen ein, mich dem ungewissen Lächeln der Welt auszusetzen. Gleichwohl konnte ich, so sehr es mich auch drängte, meine großen Verpflichtungen gegen Sie öffentlich anzuerkennen, es nicht über mich gewinnen, Ihren Namen bei einem vielleicht unglücklichen Versuche bloszustellen.

Aus diesem und einzig diesem Grunde, wurden Sie in der Zueignung zur ersten Ausgabe nicht genannt; nun aber sind diese Besorgnisse verschwunden, und ich kann Ihnen ein Werk bieten, welches mit Beifall gekrönt worden ist. Während ich befürchtete, Ihre natürliche Güte möchte Ihr Urtheil zu meinen Gunsten bestochen haben, hat das Publikum, ein sympathieloser Richter, dasselbe

bestätigt, und wie gerne bin ich nun dankbar gegen Den, dessen aufmunternder Kritik ich allein meinen Erfolg zu verdanken habe!

Wie sehr ich Ihren Genius bewundere, wie lieb mir jede Zeile von Ihrer Hand, kann ich mit Worten nicht ausdrücken. Und doch wünschte ich es zu können, denn ohne völlige Kenntniß dessen, was ich für Sie empfinde, können Sie auch von dem Werth, den Ihr Beifall für mich hat, nicht völlig überzeugt seyn.

Edinburg.

Ganz der Ihrige,

G. P. R. James.

Zueignung zur ersten Ausgabe.

An *****

Theurer Sir!

Mit einem großen Namen, wie der Ihrige, darf man sich kein Spiel erlauben, daher stelle ich ihn diesen Zeilen nicht voran. Sollte sich Ihre Vermuthung zu Gunsten meines Buches bestätigen, und der Erfolg meinen kühnsten Hoffnungen entsprechen, so dedicire ich es Ihnen sowohl zum Beweise meiner Dankbarkeit für Ihre Güte, als meiner Bewunderung für Ihren Geist. Würde aber der Ausspruch der Kritik seinem Lebensfaden ein schleuniges Ende, oder der Frost der Gleichgültigkeit es in der Knospe verwelken machen, so stimme ich einen demüthigern Ton an, und bitte Sie einzig, meinen Dank für Ihre guten Wünsche und wohlwollende Aufmunterung nicht zu verschmähen. Im ersten Falle werden Sie, wie ich überzeugt bin, das Werk mit einiger Freude, die ich auf meine Rechnung zu setzen die Kühnheit habe, im

zweiten werden Sie es wenigstens als das einzige Mittel annehmen, womit ich die Gefühle der Dankbarkeit gegen Sie ausdrücken konnte. Jedenfalls aber werden Sie die Gründe zu würdigen wissen, die mich bestimmten, Ihren Namen der Zueignung eines Werkes nicht vorzusetzen, dessen Schicksal noch zweifelhaft ist.

Der Verfasser.

Vorrede.

Die öffentliche Meinung, obzwar im Widersprüche mit meinem persönlichen Urtheil, vermochte mich, mit dieser neuen Ausgabe eine Aenderung vorzunehmen. Allerdings hat der größere Theil der Journale, welche von „Richelieu“ Notiz nahmen, sich rühmend über ihn ausgesprochen, und in dem Bewußtseyn weder direct noch indirect mich um eine günstige Kritik beworben zu haben, gereicht mir diese Anerkennung zum Stolz und Vergnügen. Da nun aber die Mehrzahl Derer, welche mein Werk mit so freundlichen und nachsichtigen Augen beurtheilten, und mir ihr Wohlwollen auf eine so ehrenhafte Weise kund gaben, sich in einem Punkte tadelnd vereinigte, so hielt ich mich für verpflichtet, ihrem Urtheile nachzugeben, mochte es auch mit meinem eigenen im Widerspruche stehen, und somit fand ich mich veranlaßt, die verworfenen Stellen auszustreichen.

Diese bestanden in den Ueberschriften der Kapitel, welche nun weggelassen worden sind. Ohne

Grund hatte ich sie freilich nicht gewählt, da sie mir mit dem Tone des Ganzen zu harmoniren und dem Geiste der Zeit, in welcher mein Werk spielt, zu entsprechen schienen. Andere Abänderungen haben es einzig mit Verbesserung des Ausdruckes zu thun, und so bleibt mir denn hier nichts weiter übrig, als dem Publikum im Allgemeinen meinen Dank auszudrücken für die freundliche Aufnahme meines ersten Werkes, und die Aufmunterung, welche mir noch immer in steigendem Maße zu Theil wird. Freilich gehört es zur Tagesphilosophie, dem Publikum keinen Dank zuzugestehen, weil es blos seines eigenen Vergnügens wegen sein Patronat ertheile; allein ein solches System müßte überhaupt jedes Gefühl von Verpflichtung für unzuläßsig erklären, denn wo wird jemals eine Gunst erzeigt, ohne daß man größeres Vergnügen fände, sie zu gewähren, als abzuschlagen. Jedenfalls ist, Gott sey Dank, Erkenntlichkeit ein Gefühl und keine Theorie. Sie quillt freiwillig aus dem Herzen, um empfangene Wohlthaten anzuerkennen, und möge der Tag noch ferne seyn, wo diese Quelle dergestalt in meinem Busen vertrocknen sollte, daß ich mich nicht mehr für verpflichtet hielte, der Welt für ihre Aufmunterung meinen Dank zu sagen.

Und hier möge mir denn auch noch vergönnt seyn zu wiederholen, daß die Hauptbegegnisse meiner Erzählung mit der Wahrheit vollkommen zusammentreffen. Da sie einen sehr interessanten Theil der französischen Geschichte bildet, so wird es nicht unzweckmäßig seyn, hier die vorangegangenen Ereignisse kurz zu berühren.

Meine Erzählung beginnt mit den letzten Jahren der Regierung Ludwig XIII., einer in Englands Annalen hochwichtigen Periode wegen der bürgerlichen Kriege, die damals zwischen Karl I. und seinem rebellischen Parlament geführt wurden, aber auch nicht weniger bedeutend in der Geschichte Frankreichs, als der schrecklichste Zeitpunkt von Richelieus blutiger Herrschaft.

Nach dem Tode Heinrichs IV. wurde Maria von Medicis, bei der Minderjährigkeit ihres Sohnes, Regentin von Frankreich. Sie war eine Frau von bedeutendem Talent und unbegrenztem Ehrgeiz, deren Hauptziel gewesen zu seyn scheint, sich die souveräne Gewalt dergestalt zu sichern, daß Ludwig aus dem Zustande der Vormundschaft zu ihren Lebzeiten nicht herauszutreten vermöge.

Aus solchen Planen, noch mehr aber aus der blinden Vorliebe für den berüchtigten Marschall d'Ancre und dessen Gemahlin, gingen tausende von Parteiungen und bürgerlicher Kriege hervor, welche das Land in der Minderjährigkeit des Königs fortwährend in Aufregung erhielten. Natürlich bewirkten die Factionen und die aus ihnen sich ergebenden Verwicklungen einen raschen Wechsel in dem Ministerium, welches dem damaligen Bischof von Luçon Gelegenheit gab, zum ersten Mal die politische Bühne zu betreten. Bei noch ungewissen Aussichten und mit einem der Wiege noch nicht entwachsenen Ehrgeize suchte er sich durch freundliches, leutseliges Benehmen den Weg zur Höhe zu bahnen. Er begnügte sich mit einer untergeordneten Stellung in dem geheimen Rathe, seine Ur-

banität und sein Talent erwiesen sich eben so angenehm als nützlich, und Keiner ahnte in dem sanften und polirten Bischof von Luçon den emporstrebenden, gefühllosen Kardinal Richelieu. Indessen drohte gleich beim Anfange seiner Laufbahn eine Begebenheit, ihn auf immer von dem Schauplatze seiner Größe zu entfernen — der Fall des Marschalls d'Ancre und die Verhaftung der Königin Mutter.

Nach der Vermählung Ludwigs wurde das argwöhnische Auge der Mutter sehr bald die Neigung des Königs zu seiner jungen Gemahlin gewahr, und besorgt über einen Einfluß, der einst dem ihrigen ein Ende machen könnte, nahm sie kein Bedenken, das häusliche Glück des Sohnes zu zerstören, um sich ihre Herrschaft über ihn zu sichern. Während sie zu diesem Ende jedes Mißverständniß zwischen den beiden Gatten zu nähren suchte und das geringste Symptom wiedererwachender Zuneigung mit der Aengstlichkeit unsicherer Gewalt bewachte, duldete sie arglos einen Günstling, welcher mit dem Geiste, große Plane zu fassen, die vollendetste Kunst sie zu verbergen, verband. Es scheint, daß Herr von Luynes von dem ersten Augenblicke seines Verhältnisses zum Könige sich vorgesetzt hatte, ihn von der Tyrannei seiner Mutter zu befreien; um aber dem Verdachte zu entgehen, hüllte er sich in die Maske des Leichtsinns und der Sorglosigkeit. Es wäre unpassend, in die Einzelheiten dieser Vorgänge weiter einzugehen, es genüge, daß am Ende der Günstling der Königin Mutter beim Eintreten in den Louvre erschossen, sie selbst aber

unmittelbar darauf verhaftet und nach Blois verwiesen wurde. Richelieu theilte mit den übrigen Mitgliedern des Kabinets ihren Fall, und befand sich einige Zeit in der Verbannung zu Avignon.

Aber noch immer war die Partei der Königin Mutter sehr mächtig, und die Mißvergnügten, welche sich früher nur deshalb ihren Maßregeln widersetzt, weil sie die Zügel der Regierung hielt, unterstützten sie jetzt gegen die Hand, in welche diese Zügel übergegangen waren. Ein Bürgerkrieg schien unvermeidlich, und um diesen abzuwenden, waren die Rathgeber des Königs genöthigt mit der verwiesenen Fürstin zu unterhandeln. Allein Maria wies jede Vermittlung zurück, und erst nach der Zurückberufung Richelieus war es möglich einen Vergleich zu Stande zu bringen. Mit der ganzen Tiefe der diplomatischen Kunst, die ihn auszeichnete, wußte dieser Minister sogleich die schwache Seite seiner Herrin zu treffen, und sie durch das Medium ihres Beichtvaters für seine Absichten zu gewinnen. Bald war eine Aussöhnung zwischen Maria und ihrem Sohne zu Stande gebracht, und Richelieu, der Freund der Einen und der Vertraute des Andern, sah sich nun sicherer als je auf dem Wege zu politischer Größe. Auch verbanden sich noch viele Umstände, seine Erhebung zu beschleunigen. Der Tod des Herzogs von Luynes, die noch immer fortdauernde Erbitterung unter den Religions-Parteien, die erneuerten Zwistigkeiten zwischen dem Könige und seiner Mutter: alles dies gewährte dem emporsteigenden Minister die Mittel, seine Gewalt zu vermehren und die Gelegenheit, die un-

geheure Energie seines außerordentlichen Geistes zu entfalten. Alles mußte sich vor ihm beugen, die Königin Mutter wurde verbannt, der Protestantismus darniedergetreten und der König selbst Richelieus Sclave.

Eine so erworbene Gewalt konnte nur durch Blut und Leichen aufrecht erhalten werden. Es bildete sich Verschwörung auf Verschwörung, und mehr als Ein Aufstand erhob sich gegen die Tyrannei des Ministers. Dieser aber schlug alle Versuche nach einander nieder, und das Blut der Verschwörer diente einzig dazu, das Gebäude seiner Größe fester zu kitten. Indessen wird es usurpirter Gewalt nie an einem Gegenstande des Argwohns fehlen, und so wendete sich auch hier, nachdem alle mächtigere Gegner vernichtet waren, die Eifersucht Richelieus gegen die junge Königin. Er verfolgte sie ohne allen Anlaß von ihrer Seite mit einer solchen Gehässigkeit, daß Manche auf den Gedanken geriethen, es müsse hier irgend ein unbekanntes persönliches Verhältniß zu Grunde liegen.

Ludwig selbst durfte an all diesem keinen Theil nehmen. Selten zu Geschäften beigezogen, außer etwa um als Staatspuppe eine Ordonnanz zu unterzeichnen, oder unter der Leitung Richelieus in einem Conseil zu figuriren, vegetirte er in völliger Unthätigkeit ohne den Glanz des Königthums und ohne Frieden der Seele, während ein Theil der königlichen Prärogative nach dem andern dem rastlosen Ehrgeize des Ministers zur Beute ward. Allerdings regten die Umstände bisweilen die natür-

liche Energie des Monarchen auf, aber meist nur bei unbedeutenden Vorfällen, und obgleich sich an solchen augenblicklichen Aufwallungen die ursprünglich gesunde Anlage seiner Fähigkeiten nicht verkennen ließ, konnte er es doch nie zur Durchführung eines festen Entschlusses bringen. Dagegen sparte Richelieu keine Mühe, die errungene Gewalt zu behaupten, und um dem Könige jedes Mittel, sich derselben zu entwinden, unmöglich zu machen, stürzte er das Reich in Kriege und Unternehmungen, die, wie er wohl wußte, nur Er mit Erfolg zu Ende zu führen im Stande war. Und hier zeigte sich denn auch wirklich sein Genie in vollendeter Größe. Während die Regierung einer Welt auf ihm lastete, leitete er die verwickelte Maschine fest und sicher, mit klar unterscheidendem Blicke, und ruhigem unverzagtem Herzen. Indessen läßt sich allerdings nicht läugnen, daß alle gleichzeitigen Berichte den innern Zustand Frankreichs unter seiner Verwaltung als ausnehmend zerrüttet darstellen, und es findet diese mit seiner kräftigen Regierung und seinem strengen Despotismus in geradem Widerspruch stehende Erscheinung nur dadurch ihre befriedigende Erklärung, daß entweder die Menge wichtigerer Angelegenheiten ihn von Besorgung der unbedeutendern abhielt, oder daß, wie Einige vermuthen, er die Unordnungen im Innern zu politischen Zwecken benützte. Wie dem seyn möge, die Thatsachen selbst stehen fest. Während sich früher die verschiedenen Parteien zu Armeen organisirt hatten, suchten nun, nachdem die Maßregeln des Kardinals deren Auflösung bewirkt, die Einzelnen

Zuflucht in den weniger cultivirten Theilen des Landes, in Bergen, Wäldern, Einöden; und wie sie früher von Anarchie gelebt, lebten sie nun vom Raube. Der Adel hatte den Aufenthalt auf seinen festen Burgen gegen kostspielige Städte vertauscht, und der argwöhnische Richelieu zwang ihn, sich beständig an einem üppigen Hofe aufzuhalten. Natürlich, daß er nun nicht mehr das Heer von Anhängern unterhalten konnte, die früher auf seine Kosten geschwelgt hatten; und so blieb denn auch Letzteren nichts anderes übrig, als sich den Banden der Freibeuter anzuschließen, die bereits das Land unsicher machten. Zwar schüchterte gelegenheitlich irgend eine grausame Hinrichtung Einzelner die Uebrigen auf einige Zeit wieder ein; zieht man aber die Geschichte zu Rathe, so läßt sich nicht verkennen, daß während Richelieu bis zu seinem Ende die Edlen mit eiserner Ruthe beherrschte, jeden Versuch einer Verschwörung mit den Blicken eines Propheten witterte und mit der Kraft eines Riesen niederschlug, er im Allgemeinen diejenigen Verbrechen, welche seine politische Stellung nicht berührten, übersah und ungestraft ließ.

In diesem Zustand war Frankreich zu Anfang der folgenden Erzählung; der Leser ist nun auf letztere gehörig vorbereitet, und zur Bestätigung meiner Angabe, daß die Geschichte zu den wahren gehört, brauche ich ihn blos noch auf die Noten am Ende des Buches zu verweisen. Indem ich ihn nun seinen Weg durch das letztere antreten lasse, wünsche ich ihm sichere und glückliche Ankunft am Schlusse.

Erstes Kapitel.

Die gewaltige Sylva Lida, in den Tagen Karls des Großen die treue Begleiterin der Seine-Ufer in weite Entfernung, und eine dichtbewachsene Einfriedigung für die jugendliche Stadt Paris, ist nun auf wenige tausend Tagwerke in der Nachbarschaft von St. Germain en Laye zusammengeschmolzen. Nicht so zur Zeit Ludwigs XIII. Damals war es noch immer einer der prachtvollsten Forste in einer Ausdehnung bis zur Stadt Mantes, dem man ohne Unterschied bald den Namen des Waldes von Mantes, bald den des Forstes von Laye beilegte. Was nördlich von St. Germain lag, ist längst ausgehauen, doch gab es vor nicht vielen Jahren noch Leute, welche sich einiger alten kahlen, verlassenen, einzel stehenden Bäume erinnerten, der lezten Reste der Vergangenheit, gleich Eltern, die die Kinder ihrer Hoffnungen im Frühlinge des Lebens haben zu Grabe tragen sehen.

Obgleich in den lezten Jahren der Regierung Heinrich IV. und unter der Regentschaft Marias von Medicis der öffentliche Verkehr großen Aufschwung genom-

men, die Bevölkerung bedeutend gestiegen, war das Land, zur Zeit ihres Sohnes, Ludwigs XIII., doch immer noch dünne bewohnt, und in gewaltigem Contraste mit dem muntern Gedränge, das heutzutage überall sich darbietet. Denn abgesehen davon, daß diese Periode früheren Zeiten angehört, hatte Frankreich manch schweren und bittern Krieg nicht allein gegen Feinde, sondern gegen seine eigenen Kinder geführt. Verschiedenheit der Ansicht in religiösen und politischen Dingen hatte den Menschen vom Menschen getrennt, das gegenseitige Vertrauen und den gesellschaftlichen Verkehr unterbrochen, und jene Fehden und Streitigkeiten herbeigeführt, welche den häuslichen Frieden zerstören und das Gedeihen des Ganzen unterbrechen. Bei dem allgemein herrschenden Mißtrauen und während der bürgerlichen Kriege hatte der Gewerbfleiß keine Aufmunterung erhalten, und wo nun manch gefüllter Weiler, manch gewerbsames Dorf steht, wo nun der Weinberg seinen Segen ausgießt und der Landmann friedlich die Geschenke der Natur einsammelt, war damals nichts zu sehen, als das grüne Gesträuch des Waldes, die Herberge für Eber und Hirsche. Aber auch diese wilden Bewohner erfreuten sich ihres Aufenthalts nicht ungestört, denn in jenen Tagen des Mißtrauens war Jagen ein ungefährlicheres Spiel als Unterredung, und die Aeste der Eiche eine sicherere Decke als der vergoldete Plafond des Salons.

Unseren verzärtelten und seit lange in der besondern Art von Luxus, welche man Comfort nennt, ver-

hätschelten Landsleuten müssen selbst die heutigen französischen Landstraßen nur als rohe und barbarische Aufwürfe erscheinen, in Vergleichung mit den sanften, keinen Stoß zulassenden Hochwegen unseres eigenen Landes. Aber zur Zeit Ludwigs XIII., wo Ausgaben dieser Art dem Gutsherrn zur Last fielen, waren nur eben die Hauptwege zwischen größeren Städten befahrbar. Doch machte hievon der Wëg durch den Wald von Mantes nach der königlichen Residenz St. Germain eine Ausnahme; man hätte ihn sogar gut nennen können, hätte die Natur des Bodens eine feste Grundlage dargeboten. Dieß war aber nicht überall der Fall und der Ingenieur hatte keinen geringen Grad von Geschicklichkeit abgelegt, indem er sich der festen Punkte möglichst zu bedienen und die sumpfigen und sandigen zu vermeiden wußte. Dieß nöthigte ihn aber, die jedem Franzmann so theuren Grundsätze gerader Richtung aufzuopfern, und die Straße von St. Germain nach Mantes, so wie ein Nebenzweig, der sie mit der Landstraße von Chartres verband, hatte nun allerdings nicht das Ansehen einer endlosen, einförmigen geraden Linie mit einer langen Reihe von Bäumen, einem Spalier Soldaten vergleichbar, auf jeder Seite. Vielmehr wand sie sich in tausend Krümmungen durch die alten Eichen hindurch, welche sich über sie zu neigen und ihre breiten Aeste auszustrecken schienen, um ihr gleichsam zum Schuz vor den zudringlichen Sonnenstrahlen zu dienen. Bisweilen, wenn sich der Weg einen Hügel hinanzog, entfaltete sich plözlich eine weite Aussicht

über den Ocean von Blättern, und das Auge entdeckte in der grauen Linie des Horizonts die Thürme und Spitzen entfernter Städte. Stieg aber die Straße in die Tiefen des Waldes hinab, so war man in Gefahr sie, das einzige Werk der thätigen Hand des Menschen in dieser großen Wildniß, unter Sträuchen und Büschen ganz zu verlieren.

Im Herzen des Waldes, an dem Punkte, wo die zwei Wege sich schieden, stand die Hütte eines Holzhauers, und neben ihr eine Tränke, bei der manch munterer Herr vom Hofe nach vollbrachtem Weidewerke anhielt, um seinem Pferde Erquickung zukommen zu lassen. Auch nahm sich hier mancher Wanderer Zeit, nach dem Wege durch den Forst zu fragen, so daß Philipp der Holzhauer und seine junge Familie fast Allen bekannt waren, welche Geschäft oder Vergnügen durch den Wald von Mantes führten. Kein Wunder daher, daß wenn auch im Laufe dieser wahren Geschichte Prinzen und Helden auf die Bühne treten, wir doch mit Philipp die Scene zu eröffnen haben.

Es war die Jahreszeit, wo die ersten Blätter des Sommers ihre Zweige verlassen gleich den glänzenden und lieblichen Hoffnungen der frühern Jahre, die welken und fallen, noch ehe der Herbst des Lebens begonnen. Die Sonne hatte nur wenig von ihrer Kraft verloren, und die Tage schienen kaum von ihrer vollen Spanne nachzulassen.

Auch die Tageszeit glich der des Jahrs, indem ein kaum sichtbarer Schatten sich über die Aussicht hinstahl,

als kaum merkliche Andeutung, daß die große Lichtmasse von dieser Hälfte der Erde scheide, um denselben Segen ihres Lächelns über andere Nationen und Klimate auszuspenden. Dieser Schatten war denn auch für Philipp den Holzhauer das Zeichen zur Heimkehr gewesen, und er kam gerade aus einem der Waldpfade in der Nähe seiner Wohnung hervor, singend das alte Jagdlied vom guten Könige Dagobert:

Als weiland König Dagobert
Die Hosen anhatt' umgekehrt,
Der alte Ritter St. Eloi spricht:
„Mein gnäd'ger Herr, verdenkt mir's nicht,
Doch Ihr dürft prügeln Euern Knecht
Wenn Euch die Hosen sizzen recht:
Ihr habt das Innre 'raus gekehrt!"
Da spricht der König: „Pfifferling!
Um 'ne Hose ist's ein ärmlich Ding.
Der Bettler wird König, wenn er's hat bequem,
Drum ziehet die Hosen an wie's Euch genehm,
Nur hurtig ihr Schlingel!"

Wahrscheinlich ist der heilige Hubert die einzige Person, welche genau weiß, wie es geschah, daß das unbedeutende Lied vom guten Könige Dagobert ausschließlich beim edlen Weidwerk gebraucht wird, zu welchem es doch in keinerlei Weise paßt. So war es aber schon damals, und wo ist selbst heutzutage der Jäger, der nicht, von der Jagd heimkehrend, die Melodie oder die Worte vom guten Könige Dagobert im Mund führte?

So hatte denn auch Philipp es von seiner frühe-

sten Kindheit an durch den Wald schallen und wieder-hallen hören, und nun, ohne selbst daran zu denken, sang er es nach gewohnter Weise, obgleich seine Gedanken ganz anders beschäftigt waren; wie denn überhaupt der Mensch seine körperlichen Fähigkeiten auf irgend einen gleichgültigen Gegenstand verwendet, wenn die geistigen Kräfte mit Dingen von tieferem Interesse innigst beschäftigt sind.

Philipp näherte sich langsam der Straße, die Stirne auf eine Weise gefaltet, die kund that, daß der leichte Gesang mit seinen Gedanken wenig gemein habe. Er war ein Mann nahe an den Fünfzigen, noch immer frisch und athletisch, obgleich ein Leben voll Arbeit sein einst dunkles Haar in Grau verwandelt hatte.

Sein Gewerbe ließ sich sogleich aus der Kleidung erkennen. Diese bestand einfach aus einem langen Rocke von grobem blauem Zeuge, über welchem er eine Weste von Gaisleder ohne Aermel trug. Dazu kamen lederne Hosen, über dem Knie abgeschnitten, mit dicken Strümpfen, um die Beine vor den Dornen zu schützen, und ein breitrandiger Hut, den er tief ins Gesicht gedrückt hatte, zur Abwehr der Sonnenstrahlen. Ein breiter Gürtel von Büffelleder hielt das Gewand zusammen, und gab auf der linken Seite dem Messer eine sichere Stelle, während auf der rechten die ungeheure Axt steckte, deren er sich bei seiner Morgenbeschäftigung bedient hatte. So ausgerüstet würde Philipp kein unbedeutender Gegner gewesen seyn, wenn

er einem der gesetzlosen Freibeuter, die gelegentlich den Forst bewohnten, begegnet wäre.

Indessen war er seiner Wohnung ganz nahe gekommen. Hier hielt er plötzlich an, brach den Gesang ab und lauschte einen Augenblick, indem er sich überall umsah. Aber es ließ sich kein Laut vernehmen als etwa das mißtönige Geschrei der Elstern auf den benachbarten Bäumen, und die einzig sichtbaren Wesen waren einige Vögel, die aus den benachbarten Feldern und Weingärten zum heimischen Walde zurückkehrten.

Er schritt nun auf seine Wohnung zu, ohne seinen Gesang wieder aufzunehmen, öffnete die Hausthüre und rief hinein: „Karl, ist der junge Edelmann zurück, der diesen Morgen auf die Jagd ritt?"

„Nein, Vater," antwortete der Knabe, herauskommend, „seit Ihr ginget, ist Niemand vorbeipassirt, das weiß ich gewiß; denn ich saß den ganzen Morgen unter dem alten Baum, Euch eine Sonnenuhr aus den Weiden zu flechten, die ihr gestern heimbrachtet." Und damit zog er eine der sinnreichen Maschinen hervor, welche den französischen Hirten zur Zeitrechnung dienen.

„Du bist ein guter Junge," sagte der Vater, ihm die Hand aufs Haupt legend, „ein guter Junge." Aber noch immer schien er in ängstlichem Nachdenken, denn er schaute fortwährend nach der Straße und lauschte. „Es sind seltsame Gesichter im Walde," sagte er endlich, nicht gerade mit sich selbst sprechend, aber doch mehr zu sich als zu dem Knaben. „Seltsame

Gesichter, und ich ahne irgend eine faule That. Aber hier kommen sie, Gott sey Dank! Doch nein, was ist das?"

Indem erschien gerade an der Stelle, wo der Weg in den Wald einlief, eine Art Cavalcade, die in einer spätern Zeit noch größere Bewunderung erregt haben würde, als dieß bei dem Holzhauer der Fall war. Vier Reiter und vier Fußgänger eskortirten ein Fuhrwerk, das nach damaligem Geschmack auf vollendete Eleganz Anspruch machen konnte. Gewiß lassen sich jenem Zeitalter ausgebreitete Kenntnisse nicht absprechen, wenn wir nach den Dimensionen seiner Wägen schließen dürfen. Der gegenwärtige hätte nicht weniger als drei von heutiger Construction in sich aufgenommen (natürlich mit Ausnahme des Staatswagens seiner britischen Majestät und auch der Carrosse des Lordmayor von London).

Auch glich dieses Fuhrwerk weit eher einem Staatswagen als einem andern Gefährte. Oben breit, auf niedriger Achse, ganz überdeckt mit Malerei und Vergoldung, mit langen hölzernen Deichseln für die Pferde, und Vorhängen von grünem Tafft statt der Fenster, schwankte und wackelte es über die Straßengeleise nicht unähnlich dem angeschwollenen holländischen Mopse einer überzärtlichen Dame, der langsam einherwatschelnd mit dem Wanste fast den Boden berührt, während die Beine in weiter Entfernung von einander abstehen.

Als der Wagen bei der Tränke ankam, neben welche Philipp sich postirt hatte, zäumten die Männer

zu Fuß die Pferde aus, und eine kleine weiße Hand zog von innen den tafftnen Vorhang zurück. Der Weidmann erblickte das lieblichste weibliche Gesicht, das er je gesehen. Die Schöne verweilte einen Moment auf der reichen Waldscene, und schweifte dann mit den Augen über die dunklere Himmelsbläue hin, wie wenn sie sich umsähe, wie viel Tageslicht zur Fortsetzung der Reise noch übrig sey.

„Wie weit haben wir noch nach St. Germain, guter Freund?" fragte sie den Weidmann, nachdem sie ihre Betrachtungen geendigt, und ihre Stimme tönte Philippen gleich dem Gesang eines Vogels. Allerdings würde eine kleine Eigenheit in der Betonung feineren Ohren nicht entgangen seyn, sie würden drin sogleich die Mundart Roussillons oder einer benachbarten Provinz erkannt haben. Denn das Dehnen des i, und die schwellende Rundung des u in dem spanischen Idiom weichen von der scharfen Präcision der Pariser Aussprache merklich ab.

„Wie oft habe ich Dich schon gebeten, Pauline, die schlechte Gewohnheit abzulegen, alle Sylben weich auszusprechen," sagte eine ältliche Dame, welche neben ihr im Wagen saß, „Dein Französisch ist kaum zu verstehen."

„Theure Mutter," erwiederte die Schöne scherzend, „stamme ich nicht in gerader Linie von Clemence Isaure ab, der Patronin des Gesangs und Ritterthums? und sollte mir um eine andere Sprache Mühe geben als um meine langue d'oc, die Sprache

der ersten Ritter und Sänger Frankreichs? Aber horch! was bedeutet der Lärm im Walde?"

„Hülfe, um Gotteswillen, Hülfe," rief in diesem Augenblicke der Holzhauer, die Axt herausreißend, den Reitern zu, „im Walde wird ein Mord begangen, Hülfe, um Gotteswillen!"

Indem er noch sprach wurde das Tönen von Pferdehufen hörbar, und gleich darauf sprengte ein rüstiger schwarzer Renner, den Staub mit den Füßen aufjagend und in Schaum gebadet, blitzschnell die Straße heran. Er trug einen rüstigen jungen Reiter, der aber nur mit Hülfe der Zügel noch halb im Sattel saß, während der kraftlos an der Seite herabhängende Arm noch immer krampfhaft das Schwert in der Hand hielt. Sein unbedecktes Haupt hing rücklings, wie wenn ihn alles Bewußtseyn verlassen, und an der Stirne sah man eine tiefe Wunde, aus der das Blut zwischen den dichten schwarzbraunen Locken herabquoll. Wüthend stürzte das Pferd heran, aber der Holzhauer wußte ihm im Vorbeirennen den Zügel zu fassen und es nicht ohne Mühe zum Stehen zu bringen. Inzwischen zog einer der Fußgänger den jungen Kavalier herab und legte ihn am Fuße eines Baumes nieder.

Die beiden Frauenzimmer hatten diese Scene nicht ohne Bestürzung gesehen. Sie waren eben im Aussteigen begriffen, als vier oder fünf Diener in Jagdlivree aus dem Walde hervorkamen, in fortwährendem Kampfe mit einer überlegenen Anzahl Berittener. Das rostige Aeußere der Letztern und ihre wilde, ungewöhn-

liche Tracht gaben genugsam zu erkennen, daß ihr Gewerbe in keinerlei Beziehung zu dem edlen Weidwerke stehe.

„Eilt ihnen zu Hülfe," rief das junge Frauenzimmer ihren Begleitern zu, indem sie selbst dem jungen Ritter beisprang, dessen Augen für immer geschlossen schienen.

Er war ein so hübscher Junge, als man nur einen sehen konnte, eine der Gestalten, die wir in unsern jungen Tagen, wo die noch ungetrübte Phantasie stets bereit ist ihren glänzenden Conceptionen „festen Wohnsitz und Namen zu geben," so gerne den Helden unserer Lectüre verleihen. Das Herz der jungen Dame war noch nicht gelehrt worden, nach den kalten Regeln der Gesellschaft zu schlagen, fehlgegangene Erwartungen und ihre Folgen waren ihr noch unbekannt. Sie legte des verwundeten Mannes Haupt auf ihr Knie und betrachtete einen Augenblick das todtblasse Gesicht, das noch geisterartiger erschien durch das aus der Stirnwunde herabströmende Blut. Sie suchte letzteres zu stillen, aber das Zittern ihrer Hände ließ es ihr nicht zu, und so war ihr Beistand von wenig Nutzen.

Während die berittene Escorte sich nach dem Kampfplatz in Bewegung setzte, ertheilte die ältere Dame den zur Bedeckung der Kutsche zurückbleibenden Fußgängern ihre Befehle. „Michel, ergreift Eure Waffen," rief sie, „Ihr müßt das Fuhrwerk im Auge behalten, und Ihr drei besetzt die Straße, und macht Euch zum Feuern fertig. Laßt nur ehrliche Leute

durchpassiren. Aber wie! Pauline, ich traute Dir mehr Herz zu," fuhr sie fort, der jüngern sich nähernd. „Gib mir das Taschentuch. Das ist ein tüchtiger Hieb am Kopfe, aber hier an der Seite ist noch ein schlimmerer Stich." Und damit fing sie an, die goldenen Schnüre seines Jagdgewandes zu lösen, um der Wunde besser beikommen zu können. Dieses Verfahren schien den Verwundeten wieder etwas ins Leben zu rufen.

„Nie, nie," rief er mit einer plötzlichen Bewegung der Hand nach dieser Seite, indem er ohne viele Ceremonie die ihrige wegstieß, „nie, so lange ich lebe."

„Ich bin weit entfernt, Euch Uebles zu erweisen, guter Herr, sondern Gutes," versetzte die ältere Dame, „ich suche nur das Blut an der Seite zu stillen, Ihr verblutet Euch sonst."

Der Verwundete warf einen schwachen Blick umher, aber seine Sinne waren noch immer wirr, entweder in Folge des Blutverlusts oder weil ihn der Schlag auf den Kopf betäubt hatte. Doch schien er die Dame in Einigem verstanden zu haben, wie er durch eine schwache Verneigung mit dem Haupte zu erkennen gab. Dabei hielt er aber noch immer das Gewand auf der Brust zusammen, wie wenn er Ursache hätte, dessen Oeffnung zu verweigern.

Inzwischen hatte die berittene Escorte der Damen Zeit gehabt, auf der Stelle anzukommen, wo die Diener des Cavaliers mit einer ihnen an Zahl und Waffen überlegenen Parthie den Kampf fortsetzten. Die

neue Verstärkung stellte einiges Gleichgewicht her, doch würden die Freibeuter noch immer im Vortheil gewesen seyn, hätte nicht Einer derselben in ziemlich gebietendem Tone den Andern zugerufen, das Gefecht aufzugeben. Wir dürfen hier nicht unbemerkt lassen, daß dieser Eine sich durch sein Aeußeres von den Uebrigen merklich unterschied. Seine Kleidung bestand in einem isabellfarbenen Anzug, reich mit Silber besetzt, und man hätte ihn für ein Glied der andern Parthie halten können, hätte seine thätige Mitwirkung für die Sache der Banditen (oder wer sie sonst waren), hierüber noch irgend einen Zweifel zulassen können. Auch der Gehorsam, womit sie seinen Befehl aufnahmen, gab zur Genüge kund, daß, wofern er auch nicht der Anstifter der Gewaltthat war, er wenigstens einen überwiegenden Einfluß auf seine gesetzlosen Gefährten übte. Denn auf ein einziges Wort von ihm ließen sie von dem Kampf ab, den sie noch den Augenblick zuvor mit der hungrigen Wuth raubgieriger Wölfe fortgesetzt hatten. Sie zogen sich sofort in guter Ordnung auf der Straße zurück, deren häufige Windungen sie in Kurzem den Blicken ihrer Gegner entzogen.

Die Letztern machten keinen Versuch, sie zu verfolgen, auch sie wendeten ihre Pferde und galoppirten mit der Hülfsmannschaft der Damen nach der Stelle, wo ihr Gebieter lag. Er war so eben wieder in den frühern bewußtlosen Zustand zurück gesunken, und nun standen alle um ihn her mit Blicken tiefer Bekümmerniß, die eine herzlichere Theilnahme zu erkennen gaben,

als gewöhnlich zwischen dem unzufriedenen Vasallen und seinem Lehensherrn bestand.

Ein gewandter Knabe, dem Anschein nach sein Page, sprang blitzesschnell aus dem Sattel, kniete an seiner Seite nieder und starrte aufmerksam auf das Gesicht, wie wenn er eine Spur vom Leben suchte. „Sie haben ihn umgebracht," rief er zuletzt, „ich fürchte, sie haben ihn umgebracht!"

„Nein, er ist nicht todt," sagte die alte Dame, „aber Herr Page, Ihr solltet Euren Herrn vermögen, den Rock zu öffnen, damit wir die tiefe Wunde an der Seite verbinden können."

„Nein, nein, das darf nicht seyn," rief der Knabe lebhaft, „aber ich will meine Schärpe herumbinden;" und damit nahm er sich die reiche blau und goldene Schärpe ab, die ihm von der rechten Schulter über die Brust bis ans Degengefäß hing, wo sie mit breiter Schleife die Schnallen des Gehenks bedeckte. Diese band er nun über der Stelle, wo das Blut herausfloß, fest zusammen, und dann ohne die Augen zu erheben, fragte er gedankenvoll: „aber wie bringen wir ihn nun nach St. Germain?"

„In unserem Wagen," sagte die junge Dame, „wir sind gerade auf der Reise dahin."

Der Ton ihrer Stimme machte den Pagen stutzig. Seit seiner Ankunft hatte er auf Niemand geachtet als auf seinen Herrn, dessen gefährliche Lage alle seine Gedanken in Anspruch nahm. In dieser süßen Stimme mit dem sanften Languedoc'schen Accente aber lag

Etwas, was andere Ideen in ihm erweckte, und er wendete sein volles, sonniges Gesicht nach der Sprecherin. „Guter Himmel," rief sie, ein bekanntes Antlitz erblickend: „ist es nicht Heinrich de la Mothe, der Sohn unseres alten Pachters Louis?"

„Kein anderer, Fräulein Pauline," erwiederte der Knabe, „obgleich, aufrichtig gestanden, ich weder hoffte noch erwartete, Euch in einem solchen Moment zu sehen."

„Und wer," fragte die junge Dame, ihre Hände mit einem Blick ungeduldiger Bekümmerniß zusammenschlagend, „um Gottes Willen, wer ist dieser Herr?"

Einen Augenblick, aber auch nur einen Augenblick, spielte ein loser Zug auf der Miene des Knaben; aber nur wie ein Blitz auf dunkler Wolke, so schnell entschwunden als erschienen. „Der, Madame," sagte er mit leuchtendem aber traurigem Blicke auf die leblose Gestalt seines Herrn sehend, „der ist Claudius, Graf von Blénau."

Pauline antwortete nicht, eine tödtliche Bläße kam über ihr Gesicht, und es gab sich hier deutlich zu erkennen, welch ein untergeordnetes Gefühl allgemeines Wohlwollen ist gegenüber persönlicher Theilnahme.

„Ist's möglich;" rief die ältere Dame, indem auch ihr Gesicht sich verdüsterte. „Aber wir müssen Etwas für ihn thun."

Dem Pagen schien der Ton, in welchem die Dame dieß sagte, nicht sonderlich zu gefallen; auch verrieth das Wort wirklich mehr Stolz als Mitleid.

„Das Beste ist, Frau Marquisin," antwortete er, „wenn wir ihn in den Wagen setzen und bald möglichst nach St. Germain bringen, falls Euch dieß nicht zu viel Unruhe machen sollte."

„Unruhe!" erwiederte Pauline, „glaubt Ihr denn, Heinrich, meine Mutter und ich würden irgend Etwas beschwerlich finden, womit Herrn von Blénau in solcher Lage gedient seyn kann?"

„Stille, Pauline," sagte ihre Mutter. „Natürlich wird es uns freuen, dem Grafen zu dienen. Heinrich, Michel und Reynard, helft dem Herrn in den Wagen. Michel, gebt mir Eure Flinte, ich will sie inzwischen halten. Heinrich, haltet Eures Herrn Kopf."

Doch Pauline nahm diesen Dienst über sich, ungeachtet eines wenn nicht verbietenden doch mißbilligenden Blickes ihrer Mutter. Der Vorfall hatte die junge Dame zu sehr erschüttert, als daß sie den letzteren bemerkt hätte. So folgte sie denn ihrem ersten Gefühle, und während die Diener den Grafen langsam in den Wagen trugen, stützte sie sein Haupt mit ihren Armen, obgleich das Blut fortwährend aus der Kopfwunde floß, und den Atlassaum an ihren reichen spanischen Aermeln beschmutzte.

„Ach, Fräulein," sagte der Page, als dieß Geschäft zu Ende war, „das war ein unglückliches Jagen. Aber wenn ich meine Ansicht eröffnen darf," fuhr er gegen die Marquisin fort, „so sollte man rasch vorwärts fahren."

„Vorlaut, wie ein Page," sagte die alte Dame,

„ist ein Sprichwort, und ein gutes. Nein, Herr Lamothe, ich denke, die Fuhrleute fahren langsam, denn, in demüthiger Abweichung von Eurer bessern Ansicht, es würde Euren Herrn zu Tode schütteln."

Der Page biß sich auf die Lippe und seine Wange wurde etwas roth; doch erwiederte er ruhig: „Ihr habt gesehen, Madame, was geschehen ist, und verlaßt Euch darauf, wenn wir nicht schnell aus diesem verfluchten Walde kommen, werden wir dieselben guten Leute wieder auf dem Halse haben, und vielleicht in größerer Zahl. Haben sie den Grafen auch verwundet, so haben sie doch ihren Zweck nicht erreicht, denn er hat noch bei sich, was sie um Alles gern gewännen."

„Du hast recht, Knabe, ich war zu hastig; steige ein, Pauline. Heinrich, einer meiner Fußgänger, muß Eures Herrn Pferd besteigen, die drei andern können hinten auf den Wagen sitzen, auf diese Weise geht es schneller. Ihr, mit des Grafen Dienern, schließt Euch an meine Berittenen und nehmt die Kutsche in die Mitte, und nun macht, daß es vorwärts geht." Damit stieg sie in den Wagen, und nachdem sich die übrigen ihren Befehlen gemäß geordnet, setzte sich die ganze Cavalcade gegen St. Germain in Bewegung."

Zweites Kapitel.

Die Sonne war untergegangen und der klare Herbstmond beleuchtete nun mit blasserem aber sanfte-

rem Schein die waldige Scene von St. Germain bis Mantes. Obgleich unfähig die tieferen Verstecke des Forstes zu durchdringen, fiel das Mondlicht mit vollem Glanze auf die alten majestätischen Bäume, und diese, mit aristokratischem Stolze ihre Wipfel über die jüngeren Brüder erhebend, schienen den sie umgebenden Glanz als das Vorrecht der Geburt und den Tribut der Größe entgegen zu nehmen. Ihre Aeste warfen düstere langgeformte Schatten über die unebene Straße, auf welcher nur einzelne Lichtstreifen übrig blieben, dem späten Wanderer in dieser Stunde des Schweigens zu leuchten.

Auf einem dieser beleuchteten Räume stand die Wohnung Philipps, des Jägers. Diese anspruchlose Hütte mit ihrem Strohdache, der offene Waldplatz vor ihr mit einer gefällten Eiche, welche schon so lange ohne alle Anfechtung an dieser Stelle lag, daß ein dichter Ueberzug von sanftem grünem Moos sich über ihrer rauhen Rinde angesetzt hatte, der kleine Quell, eingedämmt um den Pferden hinlängliches Wasser zu liefern, und der breite viereckige Steinblock, bestimmt beim Aufsitzen Dienste zu leisten, all dieß war im klaren Mondlichte so deutlich zu unterscheiden, als hätte der volle Tag herabgeblickt.

So schön aber die Nacht seyn mochte, würden nur wenige sie zur Begleiterin durch den Forst von Mantes gewählt haben. Denn in jenen Tagen, wo Frankreich von Leuten wimmelte, die ihre Erndte bei Nacht einsammelten und (ihr eigener Ausdruck) das Schwert

zur Sichel erwählt hatten, war Sonnenschein die beste Sauvegarde des Wanderers.

Damals beschäftigten zwei große Gedanken den Geist des berühmten Ministers, Kardinals von Richelieu: die gewaltigen Plane seiner äußern Politik, wodurch mancher Thron erschüttert und in spätern Jahren mehr als eine Dynastie gewechselt ward, und die feste Begründung seiner Gewalt im Innern. Letztere beständig von Parteien bedroht und durch Verschwörungen angegriffen, konnte allein durch den Schrecken seines Namens und die Gunst eines schwachen, unentschlossenen Monarchen aufrecht erhalten werden. Diese beiden Hauptgegenstände seiner Aufgabe ließen ihm nur wenig Zeit, die lange vernachlässigte Polizei des Landes ins Auge zu fassen; ja man flüsterte sich hier und da in die Ohren, daß Richelieu manche Exzesse nicht nur übersehe, sondern sogar wissentlich dulde, und daß die Thäter bisweilen zu gewissen guten Diensten verwendet würden, welche Staatsmänner bei Gelegenheit von ihren weniger gewissenhaften Dienern in Anspruch nehmen. Man meinte ferner, es möge wohl keinen Wald in Frankreich geben, der nicht eine Bande Freibeuter beherberge, welche, um für ihre Verbrechen Verzeihung zu erhalten, stets bereit seyen, auf Verlangen Verbrechen im Dienste des Staates zu begehen, mittlerweile aber es sich angelegen seyn ließen, dergleichen Dinge auf eigene Rechnung zu thun, für welche man sie nachher wieder pardoniren könne.

Wir mögen daher mit vollem Rechte voraussetzen,

daß die Stunde der Nacht von Wenigen zu einer Reise durch den Wald von Mantes benützt ward, und daß, wer dieß that, nicht zur besten Klasse gehörte. Aber in der besagten Nacht ritten wirklich zwei Männer die Straße gegen die Jägerhütte heran, und zwar in so schlenderndem, langsamem Schritte, wie wenn es für sie keine Gefahr gegeben und sie einzig mit ihrer Unterhaltung beschäftigt gewesen wären. Auch hatten sie kein Gefolge bei sich, obgleich ihre Kleidung einen hohen Rang in der Gesellschaft andeutete und durch ihren Reichthum manchen Räuber zu näherer Bekanntschaft hätte einladen können. Beide waren wohl bewaffnet mit Pistolen, Schwert und Dolch, und hatten in Allem das Aussehen muthiger Kavaliere, indem ihnen die Miene der Zuversicht nicht abging, welche gewöhnlich das Resultat langer Bekanntschaft mit dringenden, gefahrvollen Verhältnissen ist.

Als sie an die Tränke kamen, ließ der Eine sein Pferd trinken ohne abzusteigen, während der Andere dieß that, und sein Pferd abzäumte, um es ihm recht bequem zu machen. Indem er damit beschäftigt war, schweifte sein Auge von Ungefähr über den Grund am Fuße des Baumes. Seine Aufmerksamkeit wurde rege, er bückte sich, deutlicher zu sehen. „Hier ist Blut, Chavigny,“ sagte er, „sie werden doch nicht so thöricht gewesen seyn, es hier zu thun, im Angesicht dieser Hütte?“

„Ich hoffe, sie haben es gar nicht gethan, Lafemas,“ erwiederte der Andere. „Ich befahl ihnen

blos, ihn zu binden und zu durchsuchen, ihm aber, wenn es immer vermieden werden könnte, nicht im Geringsten die Haut zu ritzen."

„Scheint es mir doch," sagte der Erste, „als wärest Du gewaltig ceremoniös geworden, und über die Maßen barmherzig, Meister Chavigny. Ich erinnere mich noch gar wohl der Zeit, wo Du es so genau nicht nahmst. Wäre es nicht besser gewesen, den jungen Conspiranten auf immer still zu machen, wenn Eure Männer ihn in der Hand hatten?"

„Gewiß bist Du in der Vorstadt St. Antoine geboren, und lerntest das Fleischerhandwerk," erwiederte Chavigny. „Du bist so verliebt in Blut, als wenn Du es in der Wiege eingesogen. Sage mir, als Du noch ein Kind warst, stachest Du nicht Schafe, so wie Dein Vorbild Herkules Schlangen erdrückte?"

„Nicht mehr als Ihr selbst, niederträchtiger Lügner!" rief der Andere mit gereizter Stimme, indem er mit der Hand an das Degengefäß schlug; „Chavigny, Ihr habt mich auf dem ganzen Wege gereizt, habt mir Dinge vorgeworfen, zu denen Ihr selbst mich veranlaßtet. Nehmt Euch in Acht. Drängt mich nicht weiter, Eure Gebeine könnten im Walde bleiben."

„Pfui, Mann! Pfui!" rief Chavigny lachend. „Ist dieß der kaltherzige Richter, der ruhige geduldige Lafemas, des Kardinals fein gebildeter Henker, der seine besten Freunde mit demselben frommen Blicke der Tortur übergibt, womit er das Gracias über eine Schnepfe spricht? und nun auf einmal im Walde von Mantes

zum Raufbold und Bravo geworden? Aber hört, Herr Richter," fügte er in stolzerem Tone bei, indem er die überwallenden Hutfedern sich aus dem Gesicht schüttelte, um das volle schwarze Auge auf den noch immer leidenschaftlich murrenden Gefährten richten zu können, „hört, Herr Richter! Maßt Euch gegen mich keine solche Sprache mehr an, wofern Ihr nicht etwa Eure eigene scharfe Art zu versuchen Lust habt. In dem vorliegenden Fall genüge Euch zu wissen, daß der Kardinal dem jungen Manne kein Leid zufügen wollte. Wir haben keine Lust am Blutvergießen, außer wenn das Staatswohl es erheischt. Ueberdieß," und dabei fiel er allmälig in den früheren spaßhaften Ton zurück, „überdieß werden ein Paar Berührungen mit dem zweiten Grade der Pein unter Eurer menschenfreundlichen Leitung im Stande seyn, der jungen Nachtigall das Singen beizubringen: mit Einem Worte, er wird beichten lernen. Versteht Ihr mich?"

„O gewiß," sagte Lafemas; „ich dachte gleich, Eurer Schonung müßte irgend eine verruchte Bosheit zu Grunde liegen; im Uebrigen wollte ich Euch nicht beleidigen. Aber wenn Einer seine eigene Seele verlustig gibt, um Euch zu dienen, solltet Ihr ihn nicht noch verspotten, das ist wirklich hart zu tragen."

„Ruhig," rief Chavigny in scharfem Tone, „laßt mich dergleichen nicht mehr hören. Wer erhob Euch zu Eurer Höhe? Wir brauchen Euch, wie Ihr verdient, bezahlen Euch für Eure Dienste, verachten Euch um Eurer Gemeinheit, und, was Eure Seele betrifft,"

fügte er höhnisch bei, „wenn Ihr Euch deshalb bekümmert, so sollt Ihr Absolution bekommen. Seyd Ihr nicht unser Hund, der das Wild für uns zerreißt? Wir geben Euch Wohnung und Futter, und Ihr müßt die Hiebe annehmen, wenn wir es passend finden, sie zu geben. Bedenkt, Herr, daß Euer Leben in meiner Hand! Ein einzig Wort über die Geschichte von Chalois dem Kardinal beigebracht, bringt Euer Haupt auf den Block; und nun laßt sehen, was es mit dem Blute hier für Bewandniß hat."

Damit sprang er vom Pferde, während Lafemas gleich einem geängsteten Hunde das Haupt hängen ließ und schweigend auf die Stelle hinwies. Diese war unschwer zu erkennen, denn das Blut bildete am Fuße des Baumes eine kleine Lache, um welche herum noch an verschiedenen Orten Blutflecken sichtbar waren.

Chavigny betrachtete es mit augenscheinlichen Zeichen von Mißbehagen und Unzufriedenheit. Allerdings konnte, wenn nach seinem Dafürhalten das Wohl des Staats strenges Einschreiten gegen einen Schuldigen erheischte, Niemand rücksichtsloser handeln als Er. In diesem Falle war er keinen Augenblick über die Mittel verlegen; keine Freundschaft, keine Verwandtschaft hätte ihn alsdann von Erfüllung seiner angeblichen, wenn auch irrthümlichen, politischen Pflicht abhalten können. Aber grausam von Natur war er nicht, vielmehr, wie sein späteres Leben zeigte, nur zu empfänglich für die tiefsten, innigsten Neigungen der menschlichen Natur.

Schon in früher Jugend hatte der Kardinal einen

scharfen und durchdringenden Verstand an ihm erkannt, vor allem aber eine außerordentliche Gewalt in Beherrschung seiner zu Zeiten gewaltig hervorbrechenden Leidenschaften. Als Sohn des Grafen von Bouthilliers, eines der ältesten Mitglieder des geheimen Raths, war ihm der Weg zu politischer Auszeichnung geöffnet, daher hielt es Richelieu, welcher, stets um seine Gewalt besorgt, kein Mittel unterließ, sie zu befestigen, für's Beste, den jungen Grafen durch die sicheren Bande früher Gewohnheit und gegenseitigen Vortheils an sich zu fesseln. Er nahm ihn gänzlich unter seinen Schutz, erzog ihn in seinen eigenen politischen Ansichten, denen er die strengen Maximen seines gewaltigen, vor n chts zurückschreckenden Geistes zu Grunde legte, und nachdem er ihn auf solche Weise nach Wunsch gebildet, berief er ihn früh an die Tafel des geheimen Raths und vertraute ihm einen größeren Theil seiner Gewalt, als er irgend einem Andern überlassen haben würde.

Chavigny vergalt dem Kardinal mit herzlicher Dankbarkeit, fester Anhänglichkeit und treuer Dienstleistung. Im Privatleben benahm er sich ehrenwerth, großmüthig und mild; aber es war sein Axiom, daß der Staatsnothwendigkeit oder (wie er sich auszudrücken beliebte) dem Besten des Landes alles nachstehen müsse, und wegen Durchführung dieses Grundsatzes, des einzigen Fleckens, der an seinem Andenken haftet, hielt er sich für einen Patrioten.

Zwischen ihm und dem Richter Lafemas, dem da=

maligen Jeffreys Frankreichs, dem man den Namen des „Henkers des Kardinals" gegeben, herrschte eine natürliche Abneigung. Zwar war er öfter genöthigt, von den nicht sonderlich gewissenhaften Talenten des Letztern Gebrauch zu machen und gelegentlich sich mit ihm zu verbinden, aber ein gutes Verhältniß war nie von langer Dauer. Chavigny's Groll machte sich bald in jenen bitteren Stichelreden Luft, die Lafemas oft bis zur Wuth reizten. Seinerseits blieb der Richter dem Andern an Haß nichts schuldig, selbst dann nicht, wenn er es nicht zu erkennen gab; vielmehr brütete er immer über der Hoffnung, dereinst sein unedles Geschäft an diesem seinem jetzigen Herrn verrichten zu können.

Doch kehren wir zu unserer Erzählung zurück. Chavigny starrte aufmerksam auf den Punkt, den Lafemas ihm bezeichnete. „Ich halte es allerdings für Blut," sagte er nach einer augenblicklichen Pause, wie wenn ihn das unsichere Licht zuerst im Zweifel gelassen hätte; „sie sollen den Tag bereuen, da sie es gegen meinen Befehl vergossen. Es ist wirklich Blut, Lafemas, nicht?"

„Ohne allen Zweifel," erwiederte Dieser, „und zwar erst seit Mittag vergossen."

„Darin seyd Ihr Kenner, ich weiß," sagte der Andere mit höhnischer Kälte, „aber wir müssen mehr davon hören, Herr Richter, und erfahren, welche Gerüchte davon im Schwange sind, ehe wir weiter gehen. Vielleicht könnte es nöthig werden, daß Einer von uns

oder Beide zum Kardinal zurückkehrten. Klopfen wir an die Hütte und fragen nach. Wir wollen sagen, wir wären im Walde verirrt und brauchten Ruhe und Zurechtweisung."

Damit schlug er einigemal heftig mit dem Schwertknauf gegen die Thüre. Diese, in verkrüppeltem, unmelodischem Zustande, gab einen knarrenden, undeutlichen Ton von sich, wie wenn auch sie den Schlaf der friedlichen Bewohner theilte und solche nächtliche Ruhestörungen nicht liebte. „Ho! ho!" rief Chavigny, „will Niemand arme Reisende hören, welche im Forste verirrt sind?"

Einen Augenblick darauf kam der Kopf Philipps des Holzhauers an dem kleinen Fenster neben der Thüre zum Vorschein. Das Mondlicht fiel in vollem Glanze auf die beiden Figuren, deren reicher höfischer Anzug den prüfenden Holzhauer zur Genüge überzeugen mußte, daß er es mit keinen gefährlichen Gästen zu thun habe. „Was wollt Ihr, Herren?" fragte er durch das offene Fenster, „für Reisende ist es spät."

„Wir haben unsern Weg im Walde verloren," antwortete Chavigny, „und möchten nun gerne ein wenig ausruhen, und uns dann nach der Richtung erkundigen. Deine Gastfreundschaft soll Dir gut bezahlt werden, guter Mann."

„Es braucht keine Bezahlung," sagte der Waldbewohner, die Thür öffnend. „Kommt herein, Ihr Herren. Karl! geh hinaus, und wirf den Pferden etwas vor. Eile Schlafhaube."

Der Knabe kroch schläfrig aus der Stube und warf den Thieren etwas Heu vor, sie gaben aber nur wenige Zeichen von Ermüdung oder Hunger. Inzwischen zog Philipp zwei breite Sitze von Erlenbaumholz an den Heerd, und blies die auf letzterem befindliche Asche und Kohle zu einem Feuer an. Er lud sodann seine Gäste zum Sitzen, holte die alte kupferne Lampe vom Kamin herab und fragte mit tiefem Bückling, wie er ihnen weiter gefällig seyn könnte. Dabei aber betrachtete er sie mit nur halbzufriedenem, nachforschendem Blicke, den Lafemas nicht aushalten konnte. Aber Chavigny antwortete schnell auf seine Anerbietungen: „Nun, guter Freund, wenn Du uns einen Krug Wein geben könntest, würde es sehr wohl angelegt seyn, denn wir kommen weit her.“

„Dieß ist kein Wirthshaus, Herr,“ erwiederte Philipp, „und meinen Wein werdet Ihr sehr wässerig finden, indessen sollt Ihr ihn so gut bekommen, als ich ihn habe.“

Philipps Betragen gegen seine Gäste war ziemlich lauer Natur, und die Art, wie er die Trinkkanne reinigte, den Wein aus dem in der Ecke stehenden, halb mit einer Wolfshaut bedeckten Fäßchen abzapfte und ihn Chavigny vorsetzte, gab mehr bäurische Rohheit als guten Willen zu erkennen. Allein der Staatsmann kümmerte sich wenig um die Aufnahme und den Wein, wofern er nur die gewünschte Aufklärung erhielt; er setzte den Krug an die Lippen und that oder schien wenigstens einen tüchtigen Zug zu thun, wie wenn es

der ausgesuchteste Medoc gewesen wäre. „Vortrefflich," sagte er, den Krug Lafemas bietend, „oder mein Durst thut Wunder. Nun, guter Freund, wenn wir auch noch ein Stückchen Wildpret auf dieser klaren Asche zu rösten hätten, wäre unser Nachtessen vollkommen."

„Dergleichen kann ich Euch nicht bieten," erwiederte Philipp, „sonst solltet Ihr auch dazu willkommen seyn."

„Hätt' ich doch gedacht," sagte Chavigny, „die Leute, welche heute vor Eurer Thüre einen Hirsch zu Fall brachten, würden Euch einen Theil als Weidmannszins überlassen haben."

„Kennt Ihr diese Jäger?" fragte Philipp etwas emphatisch.

„Ich nicht," erwiederte Chavigny, und das Blut stieg ihm in die Wangen, ungeachtet seiner langen Routine in höfischer Verstellung und politischer Intrigue, und er dankte seinem guten Sterne für das schwache Flimmern der Lampe; „ich nicht, aber wer immer ihn erlegte, machte einen guten Fang, denn er blutete gleich einem Zehenender. Ich denke, das Jägerrecht ward an Eurer Thüre gehalten?"

„Solche Jäger," versetzte Philipp, „geben keinen Weidmannszins, und was den Hirsch betrifft, der ist so fein, als je einer im Walde den Thau abstreifte, aber er ist ihnen für diesesmal entkommen."

„Wie, kam er mit durchschnittener Kehle davon?" fragte Chavigny. „Denn Blut genug ist draußen am

Fuße des alten Baumes, um den stärksten Hirsch abzuzapfen, der je zu todt gehetzt ward."

„Ach, das ist kein Hirschblut," unterbrach ihn Karl, der Sohn des Waldbewohners, welcher indessen die Pferde versorgt und dabei das zierliche Reitzeug im Geschmacke jener Zeit, untersucht hatte. „Das ist kein Hirschblut, es ist das Blut des jungen Kavaliers, welcher von den Räubern verwundet und weggeführt ward durch —

Hier begegnete sein Auge einem ungeduldigen Ausdrucke auf des Vaters Gesichte.

„Das Wahre daran ist," sagte Philipp, den Faden aufnehmend, „diesen Morgen ward ein Edelmann im Walde verwundet. Ich hatte ihn vorher nie gesehen, und zwei Frauenzimmer, die mir ebenso fremd waren, nahmen ihn in ihrem Wagen mit."

„Ihr seyd in dieser Sache etwas hinterhältig gewesen, Freund Holzhauer," sprach Chavigny mit finsterer Stirne; „warum sagtet Ihr uns so spät davon, da so was doch Reisende interessiren muß?"

„Es ist meine Regel," erwiederte Philipp keck, „mich um mein eigen Geschäft zu bekümmern und nichts von Dem zu erwähnen, was ich sehe, und in dieser Angelegenheit werde ich um so mehr dabei bleiben, als einer der Räuber ein isabellfarbenes Kleid mit Silber trug." Dabei blickte er auf Chavigny's Schärpe, die gleichfalls von dieser Farbe war, mit reichen silbernen Fransen besetzt.

„Thor!“ erwiederte Chavigny zwischen den Zähnen; „Thor! was brauchte er selbst sich zu zeigen.“

Lafemas, welcher bisher geschwiegen, kam nun seinem Gefährten zu Hülfe, indem er das Gespräch in unbefangenem Tone aufnahm. „Habt Ihr viele solcher raubenden Gesellen in Eurem Walde?“ fragte er: „in diesem Falle könnten auch wir Gefahr laufen.“ Und ohne eine Antwort zu erwarten, fuhr er fort: „Aber wer war denn der Kavalier, welchen sie angegriffen?“

„Er war ein Fremder von St. Germain,“ antwortete der Holzhauer; „was die Räuber betrifft, so zweifle ich, ob sie wieder erscheinen werden, aus Furcht, ergriffen zu werden.“

„So plünderten sie ihn also nicht aus?“ fragte der Richter. Allerdings hatte Philipp zu dieser Vermuthung keine Veranlassung gegeben, aber Lafemas besaß in hohem Grade das Talent der Querfragen und war überhaupt in allen Kniffen, Zeugen zu fangen und Gefangene in ihren eigenen Aussagen zu verstricken, aufs Vollkommenste bewandert. Aber die feste Zurückhaltung des Weidmanns machte die List des Richters zu nichte. „Ich sah nur den letzten Theil des Gefechts,“ erwiederte Philipp, „und weiß daher nicht, was voranging.“

„Wo ward er verletzt?“ fragte Lafemas, „denn er verlor viel Blut?“

„Am Kopf und an der Seite,“ antwortete Philipp.

„Armer Junge,“ sagte der Richter in mitleidigem

Tone. „Und als Ihr das Gewand öffnetet, war die Wunde tief?"

„Darüber kann ich nicht urtheilen, ich bin kein Wundarzt."

Vergebens versuchte Lafemas alle seine Kunst, und auch Chavigny, der kecker fragte, brachte nichts weiter heraus. Philipp war keiner mittheilenden Laune und gab ihnen keine weitere Aufklärung über die Ereignisse des vergangenen Tages.

Zuletzt erhob sich Chavigny, des fruchtlosen Ausfragens müde. „Nun gut, Freund!" sagte er, „wäre Gefahr beim Weiterreisen, würden wir bis Tagesanbruch hier geblieben seyn, da Du uns aber vom Gegentheil versicherst, wollen wir unsern Weg fortsetzen." Damit schritt er zur Thüre, und Philipp, durch das Geklirr auf dem Backsteinboden aufmerksam gemacht, erkannte an der Façon der vergoldeten Sporen daß sein Gast zum Ritterstande gehöre. In wenig Minuten war alles in Ordnung, sie saßen auf und der Staatsmann zog einen kleinen seidenen Beutel mit einer Goldschleife hervor und reichte ihn Philipp für seine Dienste. Dieser aber bückte sich und wiederholte, daß er keine Zahlung verlange.

„Ich bin nicht gewohnt, daß man meine Güte zurückweist," sagte Chavigny stolz, warf den Beutel auf die Erde und ritt voran.

„Nun Lafemas," sagte er, als Philipp sie nicht mehr hören konnte, „was haltet Ihr davon?"

„Nun wahrlich," versetzte der Richter, „daß wir jetzt ungefähr so weise sind als zuvor."

„Nicht so," meinte der Andere. „So viel ist gewiß, daß sie ihren Streich verfehlt haben, und daß Blénau das Paket gerettet hat. Ich durchschaue nun Alles. Seine Eminenz der Kardinal hat gegen meinen Rath der Frau von Beaumont und ihrer Tochter Pauline die Rückkehr zur Königin nach zehnjähriger Abwesenheit gestattet. Das Wesen an der Sache ist, daß, als der Kardinal die Marquisin nach Languedoc verwies, seine Ansprüche noch nicht so hoch gingen. Damals hatte er eine Verbindung zwischen einer seiner Nichten und diesem reichen jungen Grafen von Blénau ausgedacht, der, als Verwandter der königlichen Familie, eine der besten Parthien in Frankreich ist. Allein er war schon als Knabe von seinem Vater mit dieser Pauline von Beaumont versprochen, ich glaube gar verlobt worden, und deshalb schickte seine Eminenz das Mädchen und ihre Mutter weg, mit derselben Kaltblütigkeit, womit man einen fremden Hund aus dem Hofe hinausjagt, und verbot dem Jungen alle Kommunikation mit Languedoc. Nun aber, da der Kardinal seine Nichte an den Herzog von Enghien anbringen kann, mag de Blénau sich nach einer andern Braut umsehen, und die Marquise und ihre Tochter dürfen zurückkommen. So viel ich weiß, passirten sie gestern durch Chartres."

„Was haben sie aber bei der gegenwärtigen Geschichte zu thun?" fragte Lafemas.

„Nun, so hat es sich eben geschickt," fuhr Chavigny fort. „Der Junge, angegriffen, wehrt sich, und wird verwundet, die Frauen mit ihrem Gefolge kommen dazu, letzteres fleht dem Grafen bei und unsere armen Freunde suchen das Weite. Das ungefähr habe ich aus den Worten des sauertöpfischen Kerls herausgebracht."

„Sagt besser, aus Eurer eigenen Kenntniß der Sache," erwiederte Lafemas; „er wollte ja nichts bekennen."

„Bekennen, Mensch?" rief Chavigny, „er wußte ja nicht, daß er vor einem Beichtvater, oder gar vor einem Richter stand, so gern Du ihn auch ins Verhör genommen hättest. Ich sah, wie Deine Lippe zitterte, ihn der Tortur zu überantworten. Recke, Daumschraube und Oubliette schauten Dir zum Auge heraus, so oft er eine mürrische Antwort gab."

„Wär es nicht gut, ihn aus dem Wege zu schaffen?" meinte Lafemas. „Er merkte sich Eure Livree, Chavigny, und mag plaudern."

„Kurzsichtiger Maulwurf!" sagte der Andere. „Gerade der düstere Humor, wodurch er sich Deine Wuth zugezogen, schützt ihn gegen meinen Verdacht, der sonst ebenso gefährlich seyn möchte. Wer so verschlossen in dem Einen ist, verlaß Dich darauf, ist es auch in dem Andern. Noch mehr! Wem soll er es denn sagen, wenn nicht etwa den Bäumen, den Elstern, den wilden Schweinen? Tausend Kronen wollt' ich gegen das Gehirn des Prinzen von Conti, des Erzbischof Coad-

jutors Religion, und den guten Ruf der Frau von Chevreux, oder gegen jede andere werthlose Sache wetten, der gute Holzhauer sieht in den nächsten zehn Jahren kein Menschengesicht, und dann mag die ganze Unterhaltung seyn: „Guten Tag, Jäger!" — „guten Tag, Herr!" und dabei ahmte er die Baßstimme Philipps nach.

Allein dieser Schein von Heiterkeit war erzwungen, und Chavigny ritt, selbst während er seine Consequenzen zog, ungewöhnlich rasch voran. Als sie aber auf einen schmalen Waldpfad gelangten, wo das Mondlicht völliger Finsterniß wich, mußte der Marsch behutsamer fortgesetzt werden. Doch erreichten sie endlich einen kleinen, von hohen Eichen eingeschlossenen Grasplatz. Hier machte Chavigny Halt und stieß ein einziges Mal in sein Jagdhorn, worauf in kurzer Zeit dasselbe Signal in einiger Entfernung sich hören ließ.

Drittes Kapitel.

Wen die Liebe zum Weidwerk oder der — waldigen Scenen eigenthümliche — contemplative Reiz je veranlaßte, das Innere eines Waldes zu durchspähen, dem wird die Bemerkung nicht entgangen seyn, daß manches Dickicht, mancher Schlupfwinkel sich oft lange dem erfahrensten Auge zu entziehen weiß. In Ländern, wo Jagen ein gewöhnlicher Zeitvertreib ist, traf ich mehr als einmal ganz neue Scenen, wenn ich bereits

mit jeder Ruthe des Reviers bekannt zu seyn glaubte, und oft brauchte es nicht wenig Mühe den Weg zurückzufinden, obgleich ich aufs sorgfältigste den Herweg ins Auge gefaßt und jedes auffallende Merkmal mir eingeprägt zu haben glaubte.

Im Herzen des Waldes von St. Germain, in beträchtlicher Entfernung von jeder Straße, ja selbst von jedem Holzwege, war eine bedeutende Vertiefung, welche vor Jahrhunderten eine Sandgrube gewesen seyn mochte, und vielleicht einmal das Material zu Bestreuung der Hallen Karl des Großen oder zu andern Verrichtungen geliefert hatte. Seither aber waren so viele Menschenalter vorübergegangen, daß manch' stattliche Eiche in ihrer Nähe emporgeschossen, ausgewachsen und abgestorben war, deren Ueberreste nun an dem Rande der Tiefe zerbröckelt umherlagen. Zur Zeit unserer Erzählung war die Vertiefung großentheils mit dicht verflochtenem Reisig bedeckt, das die heiße trockene Jahreszeit ausgedorrt und zum Abfall gebracht hatte. Am Rande aber stand dürres Buschwerk mit verbutteten Bäumen untermengt, so daß die Vertiefung eine natürliche, dichte Decke über sich hatte.

Nur an einer Stelle ließ sich ein Zugang erspähen, ein kleiner Sandpfad, der sich zwischen zwei hohen Sandbänken, die von der Tiefe aus als Felsen erschienen, bis auf den Grund hinabwand. Hier aber verlor er sich unter dem dichten Unterholz, und es gehörte ein sehr bewandertes Auge dazu, um den Eingang zu einer geräumigen Stelle zu finden, die auf

der einen Seite durch den steilen, mit überhängenden Bäumen besetzten Rand, auf jeder andern durch die beschriebene dichte Reisholzdecke verborgen ward.

In der erwähnten Nacht herbergte dieser Schlupfwinkel einen Trupp Männer, deren wildes Aussehen dem beschriebenen Schauplatze vollkommen zusagte. Ihrer Kleidung nach gehörten sie zu den verschiedensten Klassen der Gesellschaft, aber trotz dieser Mannichfaltigkeit gab jeder Anzug für sich zu erkennen, daß er „die Epoche besserer Tage" längst zurückgelegt habe, und gerade bei den kostbareren war der gegenwärtige Verfall nur um so sichtbarer.

Hier präsentirte sich ein Rock, der einst auf den Schultern eines muntern Hofkavaliers der Gegenstand der Bewunderung in den glänzendsten Cirkeln gewesen seyn mochte. Vielleicht kam er später in die Hände des Pagen, der darin für seinen Herrn gelten wollte, von diesem zu einem Trödler, der ihm einen neuen Grad von Lustre zu geben suchte, um ihn an einen armen Bittsteller zu verkaufen, welcher ihn zum zweiten Mal zu Hofe trug, nur um seine Zeit und sein Geld vergeblich aufzuwenden. Durch wie viele andere Hände mochte er gewandert seyn, bis er endlich das undefinirbare Colorit angenommen, welchem man den Namen der Hohenaltersfarbe geben könnte! Jetzt diente er einzig noch dazu, seinen Eigner gegen Wind und Wetter zu schützen. Dagegen war das büffellederne Wamms auf den breiten Schultern des Nächsten, obzwar es sich auf seine Feinheit nie sonderlich viel eingebildet,

mit einigen wenigen Rostflecken, welche es dem frühern vertrauten Umgange mit einem Stahlküraß zu verdanken hatte, davon gekommen, etwa eine fettige Stelle an der linken Seite abgerechnet, welche des Eigenthümers Gewohnheit, die Hand aufs Schwert zu legen, andeutete.

Auch konnte man hier jede Art von Angriffswaffen erblicken: die lange Toledoklinge mit dem Korbgriffe und schwarzer mit Stahl eingelegter Scheide; das zweihändige Schlachtschwert, in den Kriegen der Ligue der treue Alliirte Heinrichs IV., wenn er von der überlegenen Reiterei der Herzoge von Guise und Mayenne angegriffen ward, seither aber nur wenig im Gebrauche; der Dolch, das Stilet, die schwere oder Sattelpistole, und die erst seit kurzem eingeführte kleinere Gürtelpistole. Alle diese waren hier beisammen, theils an der Seite und im Gurt ihrer Besitzer, theils der Bequemlichkeit wegen auf dem Boden zerstreut.

Mit dieser Ausrüstung der Söhne des Waldes stimmte jeder sonst sichtbare Nebenumstand überein, und eine in der Mitte des Raums im Sande steckende Fackel beleuchtete Züge, wie Salvator sie liebte. Nicht blos die Vernachläßigung ihres Aeußeren, im ungeordneten Haar und Barte sichtbar, verlieh ihnen dieses malerische Aussehen, sondern es hatte noch überdieß manch wilde Leidenschaft ihre unbegrenzte Herrschaft in tiefen Linien ihren Zügen eingegraben, und sie mit dem unbeschreiblichen Ausdrucke gestempelt,

welchen das zur Gewohnheit gewordene Laster und die gesetzlose Ausgelassenheit zurücklassen.

So eben hatte der Becher munter unter den Räubern (denn das waren sie) gekreist. Einige schliefen nun, mit über den Knieen zusammengelegten Händen und mit den Köpfen zu erstern herabnickend, oder hatten sich bequemer unter die Bäume gelegt, das Pfeifen des Windes in den Aesten mit Schnarchen accompagnirend. Andere stierten mit tiefem, sententiösen Blicke nach den leeren Flaschen, deren mehrere auf dem Boden herumlagen, und zwei oder drei, welche entweder weniger getrunken oder den Wein besser führen konnten, saßen singend und schwatzend zusammen und näherten sich jenem Grade des Bespitztseyns, wo der wirkliche Charakter der Menschen zum Vorschein kommt trotz aller Bemühungen ihn zu verbergen.

Unter diesem kleinen Haufen ausgesuchter Geister befand sich auch das büffellederne Wamms, dessen wir oben erwähnten, und wir fügen hier bei, daß man selten ein Paar breitere Schultern sehen wird, als die, welche es bedeckte.

Wouvermann soll sich an einer Figur sehr abgemüht haben, die er nach der Kunstsprache nie recht zu bemeistern wußte. Was er thun mochte, sie trat immer mehr heraus, als er beabsichtigte, und erst nachdem er sie ausgelöscht, bemerkte er, daß er sie von Anfang an zu groß angelegt gehabt. So ragte auch der erwähnte Freibeuter unter den Uebrigen durch seine herkulischen Gliedmaßen hervor; aber auch andere Ei-

genschaften zeichneten ihn vor ihnen aus. Seine Stirne war breit, von jener besondern Form, an welche Physiognomiker die Idee der Entschlossenheit knüpfen; dabei deutete das hell leuchtende blaue Auge auf einen ungestümen aber nicht völlig zu Grunde gerichteten Charakter.

Auf der linken Wange war eine tiefe Narbe sichtbar, und diese Wunde mochte auch einer höhnischen Falte im Mundwinkel ihr Daseyn gegeben haben. Diese mit dem Ausdrucke kühner Entschlossenheit vollendete das stumme Buch, welches auf seinem Gesicht aufgeschlagen lag, enthaltend ein Leben, wohl oder übel, wie die Umstände es gaben, in den Waffen zugebracht, ein kühnes Herz, jeder persönlichen Gefahr trotzend, und einen ungewöhnlichen Geist ohne Grundsätze, welcher nur der augenblicklichen Leidenschaft gehorchte.

Gegenwärtig war er fröhlicher Laune, und mit dem Horn in der Hand sang er ein altes französisches Liedchen, vollkommen überzeugt, daß es gefallen müsse, oder wenigstens um die Wirkung ganz unbekümmert.

Räuberlied.

Du bist ein Dummkopf, glaub mir das,
Meinst du, der reiche Gauch
Hab's lust'ger als ich auf dem Gras
Hier unter'm grünen Strauch,
Ich sag dir: nein! ich sag dir: nein!
Der Reiche fröhnt dem gold'nen Schein.

Sag mir 'mal, Bruder, sage mir
Ist's Dach im prächt'gen Saal
So herrlich wie der Himmel hier?
Glänzt es wie Mondenstrahl?
Ich sag dir: nein! ich sag dir: nein!
Der Reiche fröhnt dem gold'nen Schein.

Laß Wenn und Aber drum beiseit!
Es ist kein Herz so frisch
Im stolzen Schloß, im gold'nen Kleid
Als hier im Waldgebüsch!
Ich sag dir: ja! ich sag dir: ja!
Für's Armen Sack sind Reiche da!

Dieser Gesang wurde von den Andern mit mehr oder weniger Geneigtheit aufgenommen, nach dem besondern Humor eines Jeden. Ein Einziger schien an der Heiterkeit kaum Theil zu nehmen. Er hatte zwar so tief ins Glas gesehen als die Andern, schien aber weder heiter, noch gleichgültig, noch schläfrig; und indem der große Normann sang, warf er ihm hie und da einen höhnischen Blick zu, der keine sonderliche Vorliebe weder für die Musik noch für den Musiker kund gab.

„Ihr singt von Beute," sagte er, als der Andere geendigt, „von Beute, und doch seyd Ihr, nach dem heutigen Tage zu schließen, kein großer Falke."

„Und warum nicht, Herr Pierrepont der Weiße?" fragte der Normann, ohne irgend ein Zeichen übler Laune, „obzwar man Euch den Schwarzen nennen sollte, Herr Schwarz, nicht Herr Weiß — doch, run-

zelt nicht die Stirn, guter Kamerad, ich rede nur von Eurem Bart, nicht von Eurem Herzen. Was! murrst Du immer noch, weil wir dem jungen Grafen nicht den Hals abschnitten?"

„Nicht deshalb," sagte der Andere, „sondern weil wir den besten Mann verloren, und zwar nur, weil man ihm nicht zu Hülfe kam."

„Da lügt Ihr, bei Gott!" rief der Normann, das Schwert ziehend und mit dem Daumen drei Zoll von der Spitze zurückmessend. „Lieh ich nicht dem Jungen soviel von meinem Zahnstocher, und hätt' ich ihn nicht durchbohrt, wenn sein Pferd nicht mit ihm durchgegangen wäre? Aber ich kenne Euch, Meister Buccanier, Ihr wünschtet, daß ich ihn rücklings durchbohrte, während Mortagne ihn von vorn auf den Kopf hieb. Das hättet Ihr eines normännischen Edlen und eines Soldaten für würdig gehalten! — Ich, dem er einst das Leben rettete!"

„Schwuret Ihr nicht bei der Aufnahme in unsere Bande," fragte Jener, „alles Frühere zu vergessen?"

Der Normann zauderte, er erinnerte sich wohl des Eides, gegen den seine besseren Gefühle bisweilen rebelliren mochten. Auch frappirte ihn die unumwundene Berufung des Andern nicht wenig, und um sich aus der Schlinge zu ziehen, faßte er das Wort „vergessen" auf, und antwortete mit dem Verse:

Vergessen! vergessen! Es möge der Sklave
Vergessen der Ketten und Qual,

Doch nimmer vergißt, was er schuldet, der Brave
Der Ehre und Schönheit zumal.
Fest, fest solch Band sich um uns schlingt
Und dennoch höhre Freiheit bringt!

„Ja, laßt Die vergessen, welche es können. Aber ich erinnere mich gar wohl noch der Schlacht bei Perpignan; ich hatte mit der Avantgarde chargirt, als das Feuer der feindlichen Musketiere und eine maskirte Batterie unsern linken Flügel in Unordnung brachte, und ein Kavallerieangriff Coucy's Abtheilung zurücktrieb. Mielleraye's Standarte war vom Feinde erbeutet, ich und fünf Andere vereinten uns, sie wieder zu nehmen. Ein finsterer alter Spanier feuerte seine Pistole auf mich und verwundete mich in den linken Arm, deshalb ließ ich aber doch mit der rechten die Standarte nicht los. Nun aber zog mein Don seinen langen Toledo und setzte mir gerade die Spitze auf die Brust, um mich zusammt der Standarte und allem zu durchbohren, wie ich oft eine Entenleber und ein Stück Speck an den Spieß gesteckt habe. Da wende ich mich nach Hülfe und erblicke das Fähnchen des jungen Grafen von Blénau, das wie der Blitz über's Feld herkam und Alles vor sich niederwarf. Da waren Blau und Golden die besten Farben, die ich je gesehen, denn sie gaben mir neuen Muth, und indem ich den Standartenstiel herumdrehe — Aber horch, es ist das Horn!"

In diesem Augenblick ertönte das klare Jagdhorn von Südwesten, und gleich darauf antwortete ein zweites bedeutend näher. Nachdem die Räuber lautlos

gelauscht hatten, bis das Gegensignal erschallte, bemühten sie sich, nun ihre schlafenden Gefährten zu wecken und einige Ordnung in die nächtliche Verwirrung zu bringen.

„Nun, Herr Normann," rief der Weiße, „jetzt werden wir sehen, wie Monseigneur Eure Nachlässigkeit in dieser Sache aufnehmen wird. Wollt Ihr ihm Eure lange Geschichte von der Belagerung von Perpignan zum Besten geben?"

„Bei Gott!" sagte der Andere, „ich bekümmere mich nicht mehr um ihn als um Euch. Jeder, der im Waldgrunde neben mir steht, ist nichts weiter als ein Mensch, und als solchen will ich ihn behandeln."

„Ha, ha, ha," rief Jener lachend, „es wäre doch artig, wenn Du Dich mit einem geheimen Rathe herumhetztest; eben so leicht wagtest Du einen Löwen am Schwanz zu fassen."

„Ich wage ihm das Schwert durchs Herz zu stoßen, wenn es nöthig ist," antwortete der Normann, „aber hier kommen sie, geh auf die Seite und laß mich mit ihm reden."

Wirklich hörte man Schritte, und das Knarren der Aeste längs des engen Fußpfades verkündigte die Ankunft der Erwarteten.

„Hier ist es so dunkel, wie in der Tiefe des Acheron," tönte es unter den Bäumen hervor. „Werden wir denn nie das Licht erreichen, das wir von oben sahen? Doch hier ist es — Chauvelin, ziehe den Busch zurück, er hat sich in mein Gewand verfangen." Auf

diese Worte erschien ein Diener in isabellfarbenem, silberbortirtem Kleide am Eingang des Pfades, und hielt das Gesträuche zurück, während Chavigny selbst in den Kreis der Räuber trat. Diese Letztere, in malerische Gruppen vertheilt, maßen theilweise mit kühnem Blick den kecken Fremden, theils schauten sie mit neugieriger Verwunderung auf ein ihnen so fremdartiges Wesen, oder sie schielten gebückten Haupts nach ihm hin, wie Wölfe, wenn ein edles Raubthier ihnen begegnet.

Der Staatsmann trat schweigend vorwärts, und ließ mit etwas umwölkter Stirn den Blick über die Gesichter in der Runde schweifen. Kein Auge war im Stande, das Feuer auszuhalten, womit das seine im Momente die einzelnen Züge durchging, um aus ihnen auf die innere Bewegung zu schließen, gerade wie wir einen Gelehrten über die Seiten eines Buches hinfahren sehen, um sich mit Einem Blicke den Inhalt desselben zu eigen zu machen.

„Wohl, ihr Herren," sagte er endlich, „mein Bursch sagt mir, daß Ihr meinen Auftrag mißlingen ließt."

Hier begann der zuvor beschriebene Normann sich und seine Gefährten zu entschuldigen, wobei er anführte, daß sie alles Mögliche gethan und daß Niemand mehr thun könne. Aber Chavigny unterbrach ihn, indem er, anscheinend mit wenig Respekt vor den Herren des Waldes, Schweigen gebot. „Nicht deshalb tadle ich Euch," fuhr er fort, „daß Ihr nicht

mehr thatet, als Ihr konntet, sondern daß Ihr ausgearteten Bluthunde es wagtet, meinen Befehl außer Augen zu lassen. Während ich Euch aufs Strengste untersagte, den Jungen zu verletzen, warum habt Ihr ihn zerfetzt gleich einem von Wölfen zerrissenen Hirsch?"

Hier wendete sich der Normann mit triumphirendem Blicke gegen seinen vorigen Tadler. „Sprecht, sprecht, Herr Weißer," rief er, „antwortet nun dem gnädigen Herrn."

„Wohl," fuhr er fort, als der Andere auswich, „die Sache verhält sich so, Herr Graf: wir konnten uns über die beste Art, Euren Befehl zu vollziehen, nicht vereinigen, und hielten daher einen Kriegsrath —"

„Einen Kriegsrath!" wiederholte Chavigny mit unaussprechlich höhnischer Bewegung der Lippe. „Doch wohl, erzählt! Ihr seyd ein Normann, setz' ich voraus, und keiner von den Bescheidenen — fahrt fort, Herr, fahrt fort!"

Möge uns hier die Bemerkung erlaubt seyn, daß der Eindruck von Chavigny's erstem Auftreten bereits großentheils bei dem Normann erloschen war. Die Würde des Staatsmanns, wenn auch noch immer einigen Respekt einflößend, hatte die Gewalt der Neuheit verloren, und der kühne Freibeuter machte es nun sich selbst zum Vorwurf, daß er sich einen Augenblick vor einem Wesen gebeugt, das doch seiner Ansicht nach in Beziehung auf persönlichen Muth und persönliche Stärke so tief unter ihm stand.

Doch flößte, wie wir sagten, die Würde des

Staatsmanns dem Normann noch immer wenigstens einige Ehrfurcht ein, und so gerne er, um sich in den Augen seiner Gefährten auszuzeichnen, irgend einen tollen Streich gewagt hätte, war seine Stimmung doch noch nicht in dem Grade aufgeregt, um alle Rücksichten bei Seite zu setzen. Daher antwortete er zwar keck, doch in ruhigem Tone: „Nun gut, Herr Graf, wollt Ihr mir Eure Geduld leihen, so sollt Ihr Alles erfahren. Aber ich muß die Geschichte auf meine Weise erzählen dürfen, oder es geschieht überall gar nicht. Wir beriefen also einen Kriegsrath, und jeder Mann gab seine Stimme und die meine war, Herrn von Blénaus Pferd im Vorbeireiten niederzuschießen und dann in der Bestürzung seiner Diener uns seiner zu bemächtigen und ihn nach St. Hermanns Gebüsch zu schleppen, welches zwischen Le croix de bois und dem Flusse liegt. — Ihr wißt doch, welchen Ort ich meine, Monseigneur?"

„Gewiß nicht," antwortete der Staatsmann, „indeß nehme ich an, Ihr meinet irgend einen abgelegenen Theil des Waldes, wo ihr ihn bequem durchsuchen konntet. Der Plan war nicht übel, und was hinderte ihn auszuführen?"

„Das sollt Ihr zu rechter Zeit hören," meinte der Freibeuter, schon im vertraulichern Tone. „Wie Ihr sagt, St. Hermanns Busch ist tief genug im Walde, und hätten wir ihn einmal dort gehabt, so wollten wir ihn von Kopf zu Fuß, und wäre das Paket da nicht zu finden gewesen, selbst im Munde durchsucht haben.

Dagegen ward vorgebracht, eine Arquebuse, obzwar eine hübsche Waffe und ein gefälliger Begleiter im offenen Kampf, sey für geheimen Dienst zu laut und der Knall könnte des Grafen Leute in Harnisch bringen, noch ehe wir uns seiner Person versichert. Allein nach dem Sprichwort „des Normanns Kuh kommt die Stiege hinauf" erbot ich mich, es mit jener Armbrust dort zu thun," und damit wies er auf einen nahe liegenden Stahlbogen von der besondern Einrichtung, welche das Eigenthümliche der Armbrust mit dem der Flinte verbindet, indem die Kugel oder der Bolze zwar mittelst einer steifen Bogensehne ohne alles Geräusch abgedrückt werden, aber durch eine lange, dem Flintenlaufe ähnliche Röhre gehen, wodurch das Zielen weit sicherer wird.

„Wann sah man mich das Ziel verfehlen?" fuhr der Normann fort. „Schoß ich doch immer den Hirsch ins Auge, um die Haut nicht zu verderben. Allein Mortagne, Euer alter Freund, Herr von Chavigny, und gewissermaßen unser Hauptmann, liebte Blut, und ihr wißt, gleich einem wilden Falken. Ueberdieß hatte er einen alten Groll auf den Grafen, der ihn einst, als er Fähndrich in des Kardinals Wache war, aus dem Vorzimmer der Königin gewiesen. Er ließ meinen Plan nicht gelten und hätte den Grafen gern erschossen, aber Euer Abgeordneter gab dieß nicht zu, und so griffen wir denn das Häuflein des Grafen bei der Wendung der Straße von vorn an. Mortagne brachte ihm einen tüchtigen Kopfhieb bei, der durch

den Hut tief in die Stirne drang; aber weiter that das nichts, es diente nur dazu, den Jungen so wild zu machen, wie einen verwundeten Eber. Denn kaum hatte ich Zeit zu sehen, wie er die Hand ans Schwert legte, so stack es auch bereits Mortagne in der Rippe und die Spitze sah hinten zu den Schulterblättern heraus. Und alles dieß in einem Nu."

„Allerdings ist er ein tapferer Junge," sagte Chavigny, „er war's von Kindheit an; aber wo ist Euer verwundeter Gefährte?"

„Verwundet?" rief der Normann, „Sakerment er ist todt! Ein solcher Stich hätte den Teufel selbst zu Fall gebracht. Da liegt er, der arme Kerl, in seinen Mantel gehüllt. Ist es Euch gefällig, ihn in Augenschein zu nehmen, Herr Rath?" und damit ergriff er eine der Fackeln und näherte sich der Stelle, wo der Todte lag, unter einer mit verwittertem Gestrüppe und verwachsenen Bäumen bedeckten Bank.

Chavigny folgte langsamen Schrittes und mit finsterer Stirne, indem die Räuber vor ihm zurückwichen. Denn obgleich sie auf hohe Geburt nicht sonderlich Rücksicht nahmen, verfehlte doch der gefürchtete Name und das zuversichtliche Benehmen des Staatsmanns nicht, selbst über diese unbezähmbaren Gemüther einen gewissen Einfluß auszuüben. Derjenige jedoch, welchen der Normann Pierrepont der Weiße genannt, zupfte Ersteren, indem er Chavigny voranleuchtete, am Arme, und flüsterte ihm zu: „Ein feiger Hund, Normann! Du hast den Hieb gefühlt, ein feiger Hund!"

Der Normann warf ihm einen feurigen Blick zu, ging aber schweigend weiter und zog den Mantel von der Leiche. Ein Gesicht kam zum Vorschein, dessen ruhig geschlossene Augen und unverzerrte Züge tiefen Schlaf bezeichnet hätten, wäre nicht aus der geisterhaften Blässe der Wangen und der eingefallenen untern Kinnlade das Gegentheil hervorgegangen. Die Brust des unglücklichen Mannes war entblöst, wie sie seine Gefährten nach fruchtlosem Hülfsversuche gelassen; an der linken Seite war die Wunde dem Anschein nach so unbedeutend, daß es ans Wunderbare grenzte, wie eine so kleine Verletzung den riesenmäßigen Körperbau zu Fall bringen und ihm den eben so abgehärteten Geist entführen konnte.

Chavigny stand mit übereinander gelegten Armen und starrte nach der Leiche, indem auch er sich für den Augenblick jenem Ideengange hingab, welchen dergleichen Erscheinungen in uns erwecken. Doch ermannte er sich bald wieder, und erinnerte sich des Geschäfts, welches ihn hergeführt.

„Nun gut, er hat den Ungehorsam gegen meine Befehle schwer gebüßt; aber wie kommt es," fuhr er gegen den Normann fort, der noch immer die Fackel über den Leichnam hielt, „wie kommt es, daß Ihr meinem bestimmten Befehl entgegen meinen Diener zwanget, sich und meine Livree bei diesem Angriff zu zeigen?"

„Das ist leicht zu sagen," erwiederte der Normann, ebenso kühn und kurz angebunden. „Die Sache

verhält sich so, Herr Graf: Ihr vornehmen Leute braucht uns Herren des Waldes zu Diensten, die Ihr selbst entweder nicht thun könnet, oder zu thun nicht waget. Geht es dann gut, so bezahlt Ihr uns armselig für unsere Mühe; geht es schlimm, so knüpfet Ihr uns auf für unser Thun. Das aber steht uns nicht an. Sollen wir die Falken seyn zu Eurem Wilde, so wollen wir den Streich wagen auf Rechnung des Reihers, unser Hals aber soll frei bleiben, wenn die Beute gemacht ist. Da Euer Lakai dabei war, ists Eure That. Versteht Ihr mich, Herr Rath?"

„Elender, Du wirst unverschämt!" rief Chavigny, in der Leidenschaft das Gefährliche seiner Lage vergessend. „Wie wagst Du Sclave zu —"

„Elender und Sclave," unterbrach ihn der Normann, indem er ans Schwert griff. „Wißt, stolzer Herr, daß ich Alles wage. Ihr seyd im grünen Wald, nicht am Rathstische, und mit Muth zu prahlen —"

Chavigny's Würde und Klugheit verlor sich in seiner Wuth. „Prahlerischer Feigling!" rief er, „der nicht einmal Muth genug hatte, als er seinen Führer vor seinen Augen erschlagen —"

Hier warf der Normann die Fackel weg und zog das Schwert; aber auch Chavigny's war im Augenblick blos. Er war vielleicht der beste Fechter seiner Zeit, und ehe sein Diener, welcher den im Walde zurückgebliebenen Lafemas laut zu Hülfe rief, ihm beistehen oder die Räuber irgend Theil am Streite nehmen konnten, hatten sich die Klingen des Staatsmanns

und Räubers gekreuzt. In einem Augenblicke war der Kampf entschieden; trotz der gewaltigen Stärke des Normanns entflog das Schwert seiner Hand und zur Sandklippe empor über die Häupter seiner Gefährten.

Chavigny wich zurück, als wollte er seinem Gegner den Degen durch den Leib stoßen, allein in demselben Augenblick bekam er seine Fassung wieder, er steckte das Schwert ein und sagte mit besänftigter Stimme: „Nein, Du bist gewiß nicht feig, aber glaube mir, Freund, Prahlen steht keinem braven Manne an. Indeß ist es kein Unglück, sich mit Chavigny gemessen zu haben.“

Der Normann gehörte zu jener Art von Leuten, welche ihre Leidenschaften nicht im Geringsten beherrschen können. In solchen Menschen kämpfen letztere gleich Sclaven, die die Ketten abgeworfen, unter sich beständig um die Oberherrschaft; jeder wird diese auf einen Augenblick zu Theil, um sie sogleich wieder an eine andere noch heftigere zu verlieren.

Die Würde des Benehmens, die anscheinende Großmuth des Staatsmanns, seine verbindliche Sprache wirkten auf die Gefühle des Normanns gleich den Meereswellen, wenn sie mit den Wassern der Dardogne zusammentreffen, wobei letztere mit unwiderstehlicher Gewalt fast zu ihrer Quelle zurückgewiesen werden. Eine ungewöhnliche Thräne zitterte ihm im Auge. „Monseigneur, es war sehr schlecht von mir, Euch so weit zu treiben, nachdem Ihr Euch unter uns gewagt,“ sagte er. „Ihr habt mich aber mehr durch Eure Nach-

sicht gestraft, als wenn Ihr mir das Schwert durch den Leib gestoßen hättet."

„Ha! solche Gefühle in einem Räuber!" rief Chavigny. „Freund, dieß ist kein Geschäft für Dich. Aber was bedeutet der Rauch? Sicherlich brennen die Büsche, sieh wie die Funken aufsteigen!"

Diese Bemerkung rief Aller Augen gegen die Seite des Gebüsches, wohin der Normann unvorsichtig seine Fackel geworfen, als er das Schwert gegen den Staatsmann zog. In einer dunkeln Rauchwolke stiegen fortwährend Funken empor, so daß sich nicht verkennen ließ, das Feuer müsse einige trockene Büsche ergriffen haben. Kurz darauf loderte eine mächtige Flamme empor, die sich schnell den benachbarten verwitterten Eichen mittheilte und Zerstörung selbst in der Mitte des Waldes zu verbreiten drohte.

In einem Augenblick waren die Räuber aufs Eifrigste bemüht, dem Feuer Einhalt zu thun. Aber die Entfernung, bis zu welcher der kräftige Normann die Fackel fortgeschleudert, machte den Zugang sehr schwierig. Es fehlte an Wasser und das Ersatzmittel, auf welches sie verfielen, die kleineren Bäume und Sträucher mit Axt und Schwert abzuhauen, schien das Umsichgreifen des Feuers eher zu beschleunigen. Von Busch zu Busch, von Baum zu Baum verbreitete sich das ungestüme Element, bis endlich die Räuber, von den Flammen fast gänzlich eingeschlossen und nicht länger im Stande, die Hitze und den Rauch auszuhalten, ihre nutzlosen Bemühungen aufgaben und nun eilig ihre

zerstreuten Waffen und Geräthschaften zusammenlasen, ehe das Feuer auch den Ort ihres letzten Gelages erreichen würde.

Nur der Normann, Chavigny und dessen Diener ließen von ihren Bemühungen nicht ab, und auch Lafemas, der aus seinem Versteck hervorgekrochen, leistete einigen linkischen Beistand. Doch plötzlich hielt der Normann an, legte die Hand ans Ohr, um das Gehör unter dem Krachen des Holzes und dem Knistern des Feuers zu schärfen, und rief: „Ich höre Pferde auf dem Hügel, folgt mir, Monseigneur, St. Patrik führe uns! Das ist eine böse Geschichte — folgt mir." Und mit drei Schritten war er auf dem freien Raume, wo seine Gefährten noch immer ihre Geräthschaften zusammenzulesen bemüht waren. „Meine Herren," rief er den Räubern entgegen, „laßt alles unnütze Zeug zurück; ich höre Pferde den Hügel herabkommen. Es muß ein Forstlieutenant mit der Feldwache seyn, die vom Feuer alarmirt wurden. Eilt nach den Pferden, schnell! Jeder seinen eigenen Weg. Wir treffen uns bei St. Hermans Busch — Ihr, gnädiger Herr, folgt mir, ich will Euer Führer seyn. Aber zaudert nicht, Herr, wenn, wie ich vermuthe, Ihr in diesem Augenblicke lieber in der Straße St. Honoré als im Walde von St. Germain wäret."

Indem zog er die Büsche beiseite und es zeigte sich ein Pfad etwas rechts von dem, auf welchem Chavigny hergekommen war, und ganz in der Richtung gegen die hohe Sandklippe, welche die Vertiefung nörd-

lich flankirte. Der Staatsmann folgte rasch mit seinem Diener und Lafemas, wobei gelegentlich die Flamme, wenn sie durch das Blätterwerk der Bäume aufflackerte, als Beleuchtung diente.

Freilich hatten sie jeden Augenblick sich dem niedrigen Gestrüppe zu entwinden, das überall ihren Schritten hindernd in den Weg trat, und es verging einige Zeit, bis sie den Fuß der Sandbank erreichten, wo der Fußweg nun gänzlich aufzuhören schien. „Hier sind Stufen," sagte der Normann leise, „haltet Euch an den Büschen, gnädiger Herr, daß Ihr nicht ausglitscht. Hier ist der erste Fußtritt."

Das Hinaufsteigen war nicht schwer, und in wenigen Minuten hatten sie die Vertiefung und die in ihr hausenden Flammen aus dem Gesicht verloren. Nur fiel hie und da, wo die Zweige sich öffneten, ein breiter rother Lichtstreifen auf ihren Pfad, woraus sie ersahen, daß die Wuth des Feuers noch nicht im Abnehmen war. Noch einige Schritte und sie befanden sich auf einem kleinen Grasplatz. Der Mond war noch nicht untergegangen, aber gar schwach war sein Licht in Vergleich mit der gewaltig leuchtenden Flamme und dem rothen Widerscheine des Himmels. Doch reichte seine schwache Beleuchtung hin, Chavigny und seinem Begleiter zwei an einen Baum gebundene Pferde bemerkbar zu machen, und ein flüchtiger Blick in die Runde brachte sie zur Gewißheit, daß sie auf demselben Platze sich befänden, wo sie ihre Pferde zurückge-

lassen, obgleich der Rückweg in entgegengesetzter Richtung und viel kürzer gewesen war, als der Hinweg.

„Die Gefahr ist hinter uns, gnädiger Herr," sagte der Räuber, nachdem er den Grasplatz mit sorgsamem Blicke durchspäht hatte, um sich zu vergewissern, daß kein Spion hinter einem Baume lausche. „Die Fliegen umschwärmen alle das Feuer. Dort stehen die Pferde, sitzet auf, und glückliche Reise! Euer Diener muß mit mir gehen, denn unsere Pferde sind noch nicht so nahe."

Chavigny flüsterte dem Räuber ins Ohr, und dieser bückte sich tief mit der Miene vollster Ehrerbietung, und erwiederte: „Ich will Euch begleiten, gnädiger Herr, und ohne Furcht."

„Gewiß, Ihr könnt es mit voller Sicherheit," sagte der Staatsmann; damit bestieg er sein Pferd, und nachdem er einen Augenblick auf den Richter gewartet, schlug er noch einmal die Landstraße nach St. Germain ein.

Viertes Kapitel.

Wir müssen nun zur Hauptperson unserer Geschichte zurückkehren, und sie auf ihrem Wege nach St. Germain begleiten, wohin sie bei unserem Abschiede gebracht werden sollte.

Es gibt Schriftsteller, welche darauf ausgehen, die Leser in Spannung zu erhalten, ihnen unerwartete Situationen vorzuführen, und auf diese Weise den Bei=

fall durch Ueberraschung zu gewinnen. Dergleichen Kunstgriffe mögen sich für eine Novelle oder einen Roman eignen, für eine wahrhafte, authentische Geschichte aber, wie die gegenwärtige, in keinem Fall. Da ich nun überdieß alle Theatercoups von Herzen verabscheue, so will ich die Thatsache, so weit dieß nur möglich ist, ganz in der Ordnung ihres Verlaufs vorführen, und gleich unserem alten Freund Othello „eine runde, ungeschminkte Erzählung" zum Besten geben.

Die Entfernung nach St. Germain war beträchtlich, und mußte Personen, die der Straße völlig unkundig waren, und überdieß noch tausend wahrscheinliche und unwahrscheinliche Zufälligkeiten fürchteten, noch länger vorkommen, als sie wirklich war. Es stieß ihnen aber kein weiterer Unfall auf und der Rest der Reise ging vorüber nicht nur im Frieden, sondern auch in großer Stille. Die beiden Frauenzimmer im Innern des Wagens schienen mit ihren eigenen Gedanken hinlänglich beschäftigt und keineswegs zum Schwazen geneigt, und so wurde die melancholische Stille unserer Reisenden nur selten unterbrochen, höchstens durch eine halb abgebrochene Bemerkung, dem Erzeugnisse der Gemüthsbewegung der einen oder der andern, oder durch das wehmüthige Knarren der schweren Räder, wenn sie sich durch die weniger practicabeln Theile des Forsts ihren mühsamen Weg bahnten.

Doch unterbrach auch das Stöhnen des Verwundeten zu Zeiten die Stille, besonders wenn das schwere Fuhrwerk auf dem holperigen Wege hin und her ge-

worfen ward, was ihn für das Gefühl des Schmerzens wieder einigermaßen empfänglich machte.

Lang vor ihrer Ankunft zu St. Germain brach die Nacht ein, und sie konnten in der Kutsche nichts mehr unterscheiden, als die Gestalten der zwei Berittenen, welche sich neben den Fenstern hielten. Im Innern war es noch finsterer, so daß nur eine Art unartikulirten Stöhnens von der anderen Seite die Marquisin zur Frage veranlassen konnte: „Pauline! Du weinst doch nicht?"

Die junge Dame sprach sich zwar nicht deutlich darüber aus, aber ihr Ton rechtfertigte die Vermuthung der Mutter.

„So hoffte ich freilich nicht in St. Germain anzukommen," erwiederte sie.

„Pfui, pfui, Pauline," sagte die ältere. „Hab' ich mir doch so viele Mühe gegeben, Dir die Gefühle einer Erwachsenen beizubringen, und Du bist immer noch Kind, ein schwaches Kind. Dergleichen Zufälle und noch schlimmere begegnen in Jedermanns Leben, man muß sie mit Standhaftigkeit zu ertragen wissen. Hast Du Dir Hoffnung gemacht, allein von den gewöhnlichen Sorgen befreit zu bleiben?"

„Aber wenn er sterben sollte," sprach Pauline mit dem Tone Dessen, der Beruhigung wünscht. Allein die ältere hielt für unnöthig, dergleichen Wundbalsam anzuwenden, denn die Schule des Kummers, in welcher sie aufgewachsen, hatte zwar ihren Geist und ihre Grundsätze abgehärtet, keineswegs aber zu Verfeine-

rung ihrer Gefühle beigetragen. Gegenwärtig, mochte es nun aus Unachtsamkeit geschehen, oder beabsichtigte sie eine aufkeimende Leidenschaft durch Hervorrufung einer andern zu ersticken, oder Paulinens Kummer durch Erregung ihres Unmuths zu erleichtern, gewährte ihre Antwort nur wenig Trost. „Wenn er stirbt,“ sagte sie trocken, „so würde wohl die hübsche Dame, deren Portrait er im Busen trägt, weinen und —“

Hier ward ein tiefes Stöhnen des verwundeten Begleiters vernehmlich, woran die Marquise erkennen konnte, daß er nicht so ganz ohne Besinnung sey als sie geglaubt.

Die Antwort war nicht von der Art, Paulinen zu Fortsetzung des Gesprächs aufzumuntern, und so trat das frühere Schweigen wieder ein, das auch nicht mehr unterbrochen wurde, bis die alte Dame, den Vorhang zurückziehend, sah, daß sie in Germain angekommen waren.

Wenige Minuten darauf hielten sie an der Wohnung des Grafen von Blénau. Hier stieg die Marquise aus und traf die nöthigen Anordnungen, um den jungen Edelmann auf die leichteste und zweckmäßigste Weise in seine Zimmer bringen zu lassen, während Pauline, ohne von ihrer Seite Beistand zu leisten, in der Ecke des Wagens sitzen blieb. Auch würde nichts ihre Theilnahme an dem Vorgange zu erkennen gegeben haben, wäre nicht beim Leuchten der Fackel ein Schnupftuch sichtbar geworden, mit welchem sie ihre Thränen zu verbergen suchte.

Als der Graf in seine Zimmer gebracht war, setzte sich der Wagen gegen den königlichen Palast in Bewegung, dessen Aeußeres mit seiner Bestimmung wenig gemein zu haben schien. Wäre aber auch Pauline gewöhnt gewesen, sich den Hof in den heitern, glänzenden Farben einer jugendlichen Einbildungskraft vorzustellen, so waren doch in diesem Augenblicke ihre Gedanken viel zu sehr mit andern Dingen beschäftigt, als daß ihr der Charakter des Einsamen und Verlassenen, welchen die ganze Scene trug, hätte auffallen können.

Nicht so Madame de Beaumont. Diese, welche St. Germain in früheren Tagen gekannt, sah sich nun vergebens an den Fenstern des Palasts nach der fehlenden Beleuchtung um, vergebens an den Gallerien nach den hin und her jagenden Schwärmen von Dienern, vergebens nach den sonst an allen Ecken paradirenden Schildwachen. Auch jene fröhlichen Gruppen von Herren und Damen, welche früher in dem glänzenden Kostüme damaliger Zeit sich nach Sonnenuntergang auf der Terrasse und in den Gärten in der Abendkühle zu ergehen pflegten, waren nirgends mehr zu sehen. All dieß war längst verschwunden, und nichts war geblieben, als Stille und Einsamkeit. Eine einzige Schildwache am Haupteingange verkündigte die Wohnung eines Königs, und erst nachdem der Wagen den Thorweg passirt, erschien ein Diener, um sich nach den späten Ankömmlingen zu erkundigen.

Der erste Diener der Marquise gab den Namen seiner Herrschaft mit möglichster Ceremonie, und hän=

digte noch überdieß, der erhaltenen Weisung gemäß, dem Fragenden eine Karte ein, auf welcher Titel und Rang seiner Herrschaft ausführlichst erwähnt waren. Der königliche Diener bückte sich tief, erwiedernd, daß die Königin Majestät schon längst die Marquise erwartet hätte. Damit ergriff er die Schnur einer großen, über der Treppe hängenden Glocke, und fing so gewaltig an zu läuten, daß die leeren Wände von dem rauhen Schall wiederhallten, während der letztere sich über ihre Nacktheit ordentlich lustig zu machen schien.

Auf das lärmende Geläute erschienen noch zwei oder drei Diener, indessen blieb ihre Zahl doch immer so unbedeutend, daß Madame de Beaumont im Hinansteigen der großen Treppe von Zeit zu Zeit nach den glänzenden Frescobildern an den Wänden und nach den in den Ecken angebrachten Kronen und Lilien sich umschauen mußte, nur um überzeugt zu bleiben, daß sie sich wirklich in dem königlichen Schlosse von St. Germain befinde.

Pauline dagegen senkte den Blick zu Boden, und schien nur wenig auf die neue Scene Acht zu haben. Vielleicht daß der ungeheure Raum des Pallastes im vollsten Contraste mit den wenigen Bewohnern ihre trübe, aus den Begebenheiten des Tages hervorgegangene Stimmung noch vermehrte. Auch mochte sich ihre Phantasie während des zurückgezogenen Aufenthalts in Languedoc manch heiteres Bild vom Hofleben entworfen haben, womit die Gegenwart in keiner Weise übereinstimmte. Dergleichen Visionen verbreiten

gleich den, den Wellen des Ganges überlassenen indischen Lampen ein wildes, ungewisses Zauberlicht über die entfernten Gegenstände, * und es ließe sich daher denken, daß St. Germain selbst im Besitze des früheren Glanzes Paulinen nicht ganz befriedigt haben würde, wie denn eine jugendliche Einbildungskraft die Wirklichkeit stets überbietet. Man rechne zu all diesem jenes unheimliche Gefühl von Einsamkeit, das uns beim Betreten eines unbekannten Orts überschleicht, und dem Reize der Neuheit gewaltigen Eintrag thut, und wir haben Gründe genug bezeichnet, warum Fräulein von Beaumont beim Durchwandeln der leeren Gallerien und Zimmer die angenehmen Gefühle vermißte, welche sie im Geiste vorausempfunden. Erst als ihr im Vorzimmer ihrer Gemächer das freundliche Gesicht ihres Lyoner Kammermädchens entgegenlächelte, fand sie einen mit ihren Erinnerungen verwandten Gegenstand in diesen kalten, prunkvollen Mauern, welche auf sie wie auf einen Fremdling herabzublicken schienen.

Das Mädchen war den Tag zuvor mit einem Theile der Equipage angekommen. Diese ganze Zeit über hatte sie sich mit Märtyrergeduld in das tiefe Schweigen gefügt, nun aber bewillkommte sie die beiden Damen mit der ungeduldigsten Miene. Aber die hohe Gravität der Marquise und das melancholische Aussehen Paulinens thaten Luisen (dieß ihr Name) mitten in ihrem Zuge Einhalt; sie küßte ihre Gebieterin

* Möglich daß der Verfasser diese Vergleichung einem andern Schriftsteller entführte, in diesem Fall geschah es unabsichtlich.

auf die Wangen und schwieg, doch nicht ohne daß das ungeduldige Zittern ihrer Lippen den äußersten Wunsch an den Tag gab, gleich einem überfüllten Wasser-hälter den Strom der so lang unterdrückten Worte von sich geben zu dürfen.

Indem Pauline durch das Vorzimmer ging, wischte sie sich die letzten Thränen aus den Augen, und beim Eintritt in den Saal hatte sie nichts eiliger zu thun, als an den Spiegel zu treten, um sich zu überzeugen, daß keine Spur davon auf dem Gesichte zurückgeblieben sey. Die Zofe ermangelte nicht, sich ihr zu nähern, unter dem Vorwande, den Anzug ihrer jungen Gebieterin in Ordnung zu bringen, und mit diesem Wiederantritt ihrer Dienstobliegenheiten glaubte sie auch das alte Recht zu plaudern wiedererworben zu haben. Denn sie begann unmittelbar, obzwar in tiefem respektvollem Tone, der sich aber stufenweise erhob, je mehr der Gedanke an ihre Gebieterin durch die Erinnerung an ihr eigenes Ich zurückgedrängt ward.

„O, wie froh bin ich, theures Fräulein, daß Ihr endlich kommt. Was ist dieß für ein trübseliger finsterer Ort! Sollte man es für ein Hoflager halten? Während ich ein Gedränge von Herrn und Damen zu erblicken hoffte, sehe ich nichts als finstere Männer, die in tiefstem Schweigen ihres Weges gehen. Scheint es doch, als fürchteten sie die Lippen zu öffnen, wie wenn der grausame alte Kardinal, vor dem sie alle zittern, jedes ihrer Worte belauschen könnte. Einen einzigen hübschen Edelmann sah ich diesen Morgen, mit Die-

nern in stattlichen blau und goldnen Livreen, und mit Pferden, denen Feuer aus den Augen zu sprühen schien. Er ritt auf die Jagd, nachdem er eine halbe Stunde mit der Königin und Fräulein von Hauteford zugebracht."

„Fräulein, wie?" fragte Pauline lebhaft, wie wenn etwas Auffallendes an dem Namen sie aus ihren Träumen aufstörte. „Wen nanntest Du, Luise?

„Ein sehr hübsches junges Fräulein," erwiederte die Zofe, „das Fräulein von Hauteford. Ich sah sie diesen Morgen, als sie zum Lever der Königin ging. Sie hat Augen blau wie der Himmel, und Zähne gleich Perlen, dabei blickt sie aber so kalt und stolz umher, als wäre sie die Königin selbst."

Bei diesen Worten richtete Pauline das große dunkle Auge auf den venetianischen Spiegel, der wohl nie ein lieblicheres Bild reflektirt hatte. Sie fuhr schnell mit der schönen kleinen Hand über die Stirne, um die dichten Ringellocken zurückzudrängen. Aber sie war erschöpft und blaß von Ermüdung und Kummer, ihre Augen trugen die Spur von Thränen und mit einem Seufzer und dem Blicke der Verstimmung wendete sie sich von dem Spiegel, der gleich andern Erfindungen menschlicher Eitelkeit ebenso oft Mißvergnügen als Heiterkeit verursacht.

Die Marquise hatte Pauline nicht aus dem Auge verloren, und da sie den Blick ihrer Tochter mit dem instinktartigen Scharfsinn einer Mutter errieth, trat sie mit mehr als gewöhnlicher Zärtlichkeit auf sie zu, und

küßte sie auf ihre Wange. „Sey ruhig mein Kind,“ sagte sie, „Du bist schön genug.“

„Nein, Mutter,“ erwiederte jene, „die Frage, ob ich schön sey oder nicht, macht mir keine Unruhe.“

„Thörichtes Kind,“ fuhr die Mutter fort, „Du nimmst Dir diese Kleinigkeiten zu sehr zu Herzen. Vielleicht hatte ich hinsichtlich dessen, was in dir vorging, Unrecht, und es war nur eine ungegründete Vermuthung. Wär's aber wirklich so, wo wäre das große Unglück? Die Männer sind sich alle gleich, Pauline — wie Schmetterlinge naschen sie an hundert Blumen, bis sie bei Einer bleiben. Wir bilden uns ein, die Gegenstände unserer Zärtlichkeit machten eine Ausnahme von der Regel, aber glaube mir, mein Kind, das größte Glück, dessen ein Weib sich rühmen kann, ist, auf möglichst diskrete Weise getäuscht zu werden.“

„Um Gotteswillen, keine solche Schmetterlingsliebe für mich, Mutter,“ erwiederte Pauline, indem ein leichter Anflug von Röthe ihre Wange beschlich, „lieber will ich das süße Gift — Liebe gar nicht kennen lernen. Noch ist mein Herz frei, wenn auch die Phantasie sich sollte —“

„Wie sich sollte . . .?“ fragte die Mutter, mit zweideutigem Lächeln. „Liebes Kind, Dein Herz und Deine Phantasie sind wohl nicht so getrennt geblieben, als Du glaubst.“

„Nein, Mutter,“ antwortete Pauline, „meine Phantasie mag gleich einer Fliege in ein Spinnengewebe gerathen seyn, aber der Feind hat mich noch

nicht ergriffen, und ich will durchbrechen, so lang ich noch kann."

„Aber erst laß uns sicher seyn, daß wir Recht haben," sagte Frau von Beaumont. „Denn jede Regel hat ihre Ausnahme, und es gibt doch auch Männerherzen, welche der Annahme werth sind, selbst von Seite eines häckligen Mädchens, das in ihrer Unkunde der Welt eine der ihrigen gleichkommende Sittenreinheit zu finden hofft. Jedenfalls, meine Liebe, ist Blénau der Spiegel der Ehre und wird sich nie zum Betrug erniedrigen. Du mußt wirklich nicht richten, ohne ihn zu hören."

„Aber," sagte Pauline, über die Widerlegung ihrer eigenen Ansichten nicht ganz unzufrieden und vielleicht bemüht, ihrer Mutter Gelegenheit zu Fortsetzung des siegreichen Kampfs zu geben, „aber —"

Aber es war Fügung des Schicksals, daß dieser Satz nie beendigt werden sollte.

Denn in diesem Augenblick öffnete sich die Thüre, und eine Gestalt trat ein, deren Anblick Paulinens Worte urplötzlich zurückhielt, ja das instinktartige Gefühl der Ehrfurcht dergestalt in ihr erregte, daß sie einige Schritte zurückwich.

Die Kommende hatte jene frühe Lebensperiode bereits hinter sich, wo Schönheit und Anmuth sich wechselnd ablösen gleich den Blumen des Frühlings, die vom Veilchen bis zur Rose eine fortblühende Kette bilden. Sie stand bereits im Sommer des Lebens, aber im Frühsommer, noch nicht berührt vom Herbste,

und ihre Gestalt, obgleich nicht mehr im Besitze der ätherischen Leichtigkeit der Jugend, war durch einen Grad von Würde verschönert, der für die sanftere Lieblichkeit früherer Jahre entschädigte. Ihr braunes Haar fiel in dichten Locken um ein Gesicht, das, wenn auch nicht vollkommen hübsch, doch ausnehmend gefällig war. Sorgen und Unannehmlichkeiten hatten der majestätischen Miene den Ausdruck gelassener Melancholie beigemischt und dem Ganzen dadurch einen Grad von Interesse geliehen, den die Züge allein nicht hätten hervorbringen können.

Selbst die Verehrer jener rein marmornen Schönheit, welche vom Ausdruck völlig unabhängig ist, würden zugegeben haben, daß ihr Auge lebendig und gemüthvoll war. Ihrer Haut ließ sich die zarteste Weiße nicht absprechen, außer wo die Schminke sie verunzierte. Ihr Mund hätte das Modell einer Statue abgeben können, besonders wenn ihre Lippen sich mit dem erwärmenden Lächeln der Zuneigung belebten, wie dieß in diesem Augenblicke der Fall war, indem sie Frau von Beaumont an die Brust drückte. Die Marquise bückte sich tief, und gab sich der Umarmung Anna's von Oesterreich mit der demüthigen Unterthänigkeit eines ehrerbietigen Vasallen gegen die herablassende Güte seines Souverains hin.

„Also mir doch wieder zurückgegeben, meine theure Frau von Beaumont," sagte die Königin. „Seine Eminenz der Kardinal schenkt mir wirklich eine meiner besten Freundinnen. Und dieß ist Eure Pauline?"

fügte sie, gegen das Fräulein von Beaumont sich wendend, bei. „Ihr waret noch sehr klein, mein hübsches Kind, als ich Euch letztmals sah, und seyd nun eine liebliche Blume von einem edlen Stamme geworden; aber an unserem Hofe wird Euch der Glanz nicht zu Grunde richten."

Bei diesen Worten schien sie sich in die Erinnerung anderer Tage zu versenken. Sie heftete den Blick fest zu Boden, wie wenn sie die Pfade der Vergangenheit mit allen Krümmungen der Sorge, Gefahr und vereitelter Hoffnung durchliefe. Dann aber, wie wenn die Aufgabe zu drückend würde, wendete sie sich zur Marquise mit einem der langen, gewichtigen Seufzer, der gewöhnlichen Frucht einer solchen Musterung, gleichsam der Grabschrift für einst werthe Träume, Wünsche und Freuden.

„Als Ihr mich trafet, de Beaumont," fuhr sie fort, „mit dem stolzen Herzoge von Guise an dem Ufer der Bidassoa, verlassend das Königreich meines Vaters und übergehend in das meines Gemahls — ein Heer mein Gefolge und Prinzen knieend zu meinen Füßen — dachtet weder Ihr noch ich, daß Anna von Oesterreich, die Gemahlin eines großen Königs, die Tochter einer langen Reihe von Monarchen, in spätern Jahren gezwungen seyn würde, in St. Germain zu wohnen, ohne Garten, ohne Hof, ohne Gefolge, als etwa Diejenigen, welche ihr zu bewilligen dem Kardinal von Richelieu beliebt. — Dem Kardinal!" fuhr sie nachdenklich fort, „dem Diener meines Gemahls, aber

dennoch dem Herrn seines Herrn, und dem Könige seines Königs."

„Ich kann Eurer Majestät betheuern," erwiederte Frau von Beaumont, mit dem Tone innigen ungeheuchelten Gefühls, denn ihr ganzes Herz hing aus Gewohnheit, Grundsatz und Neigung an ihrer königlichen Gebieterin: „ich kann Eurer Majestät betheuern, daß ich manche Thräne über den Kummer meiner Königin vergossen. Und als seine Eminenz mich vom Hofe verwies, härmte ich mich nicht um den Glanz des Palasts, nicht um die Ehre, meiner Gebieterin zu dienen, nicht um die Freunde, die ich zurückließ, noch um die Hoffnungen, die ich verlor, sondern einzig darüber, daß ich die Leiden meiner Königin nicht theilen durfte. Aber Eure Majestät hat ja nun einen Segen vom Himmel erhalten," fuhr sie fort, in der Absicht die Unterhaltung von der trüben Vergangenheit hinweg auf das erfreulichere Feld der Zukunft zu spielen — „einen Segen, den wir uns nicht träumen ließen, einen Trost für die gegenwärtigen Kümmernisse und eine glänzende Aussicht für die Zukunft."

„Allerdings, Ihr meint meinen kleinen Ludwig," versetzte die Königin, indem ihr Gesicht mit aller mütterlichen Freude zu leuchten begann. „Gewiß, er ist ein Engel, und ich bin sicher, daß er, läßt ihn Gott anders zu Jahren kommen, seiner Mutter Leid in Freude verwandelt, dadurch, daß er der Größte seines Stammes wird."

Es galt dieß dem nachher so berühmt gewordenen

Ludwig XIV., und man hätte diese Rede für eine Prophezeiung halten können. Aber es war einzig die Wärme der mütterlichen Hoffnung, das Aufbrausen jenes reinen Gefühls, das allein unter allen Affecten so wenig von der schmutzigsten Armuth, als von dem stolzesten Range zerstört werden kann.

„Gewiß er ist ein Engel,“ fuhr die Königin fort, „und das war für Euch Eure Pauline, als Euch der Kardinal von meiner Seite trieb; ein Trost nicht nur in der Verbannung, sondern auch in Eurem Schmerz um den verstorbenen edlen Gemahl. Tritt näher, Kind, laß mich sehen, ob Du Deinem Vater gleichst.“

Pauline näherte sich; die Königin nahm sie sanft am Arme und maß ihr Gesicht und ihre Gestalt mit schnell übersehendem Blicke. Dabei hielt sie hier und da augenblicklich inne, wie wenn sie bei dieser Vergleichung der Lebenden mit dem Todten das Gedächtniß zu Hülfe nähme. Aber plötzlich fuhr sie zurück und schrie sich bekreuzend: „Heilige Jungfrau! Euer Gewand ist voll Blutflecken; welch schlimmes Zeichen!“

„Geruhen Euer Majestät,“ sagte die Marquise, über den Aberglauben der Königin etwas lächelnd, da ihr guter Verstand manche Irrthümer der Zeit verwarf, „dieß Blut ist einzig ein Zeichen von Paulinens mildthätiger Gesinnung. Wir trafen unfern im Forste einen verwundeten Kavalier, und gleich einem fahrenden Fräulein leistete ihm Pauline persönlichen Beistand, selbst auf Gefahr ihres Kleides.“

„Nein, nein, de Beaumont,“ sagte die Königin,

„daran liegt nichts, wie es hinkam, es ist einmal ein schlimmes Zeichen, und irgend ein Unfall bedroht uns. Ich erinnere mich des Vorabends vor meines Vaters Tode; der Graf Saldanha kam zu Hof mit einem Blutflecken an der Huttresse, und an diesem Unglückstage, der —"

In diesem Augenblicke ging die Thüre auf, und Anna von Oesterreich, von ihrem eigenen Aberglauben angesteckt, hielt mitten in ihrer Rede an und blickte ängstlich nach jener Seite, wie wenn sie das Nahen einer geisterhaften Erscheinung erwartete. Allein das eintretende Wesen, obzwar von fast überirdischer Würde und in der stillen ruhigen Grazie seiner fast unbeseelten Haltung eine seltene Erscheinung unter Sterblichen mit menschlichen Leidenschaften, war dennoch keineswegs eine schreckenerregende Gestalt.

„Ha, Fräulein von Hauteford!" rief die Königin mit freudestrahlendem Gesichte: „de Beaumont, Ihr werdet sie gewiß lieb haben, schon deshalb, weil sie eine meiner treuesten Freundinnen ist."

Bei dem Namen Hauteford schrack Pauline plötzlich zusammen, wobei sich ihre schlanke Gestalt zu voller Höhe erhob, gleich einem durch einen fernen Schall aufgeschreckten Ruf. Sie fuhr mit der Hand über die Stirne, um ein Paar dunkle Locken, die wieder über das schöne Gesicht hergefallen, zurückzudrängen.

„De Hauteford!" rief Anna von Oesterreich, als das junge Fräulein näher trat, „was ist geschehen? Ihr sehet blaß, es muß ein Unfall begegnet seyn."

„Ich würde Euer Majestät oder diese Frauen nicht gestört haben,“ sagte Fräulein von Hauteford, mit graziöser aber kalter Verbeugung gegen die Fremden, „bäte nicht Herr Sequin, Eurer Majestät Wundarzt, um die Gnade unmittelbarer Audienz. Auch wünscht er von dem gewöhnlichen Gefolge unbeachtet zu bleiben, und ist mir bis ins Vorzimmer gefolgt, wo er Eurer Majestät Befehle erwartet.“

„Führt ihn, führt ihn ein!“ rief die Königin; „was kann er zu dieser Stunde wollen?“

Fräulein von Hauteford führte den Wundarzt sogleich ein. Dieser näherte sich der Königin mit tiefem Bückling und blieb schweigend stehen, indem er die Fremden auf eine Weise ansah, die deutlich zu verstehen gab, er müsse seine Mittheilung unter vier Augen machen.

„Sprecht, Sequin, sprecht!“ sagte die Königin, den Blick zugleich verstehend und beantwortend, „es sind lauter gute Freunde, alte und theure Freunde.“

„Wenn Euer Majestät befehlen,“ erwiederte der Medicus, mit jener Art kurzer, trockener Stimme, welche im Allgemeinen den Mann von wenig Worten bezeichnet. „Ich muß Euch berichten, daß der junge Graf von Blénau diesen Morgen auf der Jagd von Räubern angefallen und schwer verwundet ward.“

Während dieses Rapports richtete Pauline (ohne recht zu wissen, warum) die Augen fest auf Fräulein von Hauteford, deren reine, blasse Wange, stets mit der Farbe des Alabasters wetteifernd, dennoch zu erkennen

gab, daß sie noch blässer werden könne. Auch die Königin, obzwar das aufgelegte Roth einen Wechsel der Farbe nicht sichtbar werden ließ, schien sehr beunruhigt. „Sagte ich's nicht, de Beaumont," rief sie, „daß Blut Unglück bedeute? ich wußte wohl, daß dieses Zeichen nicht trügt. Schlechte Neuigkeiten, fürwahr, Sequin," fuhr sie fort. „Der arme de Blénau! Er wird doch nicht in Gefahr seyn?"

„Ich fürchte nicht, gnädigste Frau," erwiederte der Medicus. „Es ist jede Hoffnung für seine Genesung vorhanden."

„Aber rückt mit der Sprache heraus," sagte die Königin. „Habt Ihr etwas von ihm erfahren? Es sind hier lauter Freunde, sage ich Euch."

„Der Graf ist sehr schwach," antwortete Sequin, „sowohl vom Blutverluste als von einem betäubenden Schlag auf den Kopf; aber er bat mich, Eurer Majestät zu melden, daß sein Herz ungeachtet der Wunde in der Seite nicht gelitten habe."

„Ich verstehe, ich verstehe," sagte die Königin. „De Blénau ist eine Ausnahme von Tausenden, ich muß ihm ein Paar Zeilen schreiben; folgt mir, Sequin. Gute Nacht, liebe Frau von Beaumont. Adieu Pauline! Kommt morgen zu meinem Lever, und wir wollen von alten Geschichten und neuen Hoffnungen plaudern. Aber nehmt Euch in Acht, Pauline — kein Blut mehr auf Eurem Kleide! es ist ein böses Zeichen im Hause Oesterreich."

Sobald die Königin das Zimmer verlassen, schützte

Pauline Ermüdung vor, um sich in ihr Schlafgemach zurückzuziehen. Luise, welche, nebenbei gesagt, dem königlichen Besuch angewohnt, folgte ihr dahin nach.

„Das ist ein seltsamer Ort, dieß St. Germain," meinte die Zofe, als sie ihre Gebieterin entkleidete.

„Gewiß," erwiederte Pauline, „ich wollte, ich hätte ihn nie gesehen. Aber vor etwas will ich Dich warnen, Luise, ehe es zu spät ist. Sag' von Allem nichts, was Du siehst und hörst, so lange Du am Hofe bist; thust Du es, so kann Dein Leben in Gefahr seyn."

„Mein Leben! Fräulein Pauline?" rief jene, als traute sie ihren Ohren nicht.

„Allerdings Dein Leben," erwiederte das Fräulein, „nimm Dich daher in Acht."

„Dann wünschte ich auch diesen Ort nie gesehen zu haben," fiel das Mädchen ein, „denn was nützt es, Neues zu sehen und zu hören, wenn man nicht davon reden darf? und wer wird immer seine Zunge in der Gewalt haben?"

Fünftes Kapitel.

In Folge der bequemen Unregelmäßigkeit aller wahren Geschichten müssen wir für den Augenblick zu einer ziemlich unbedeutenden Person zurückkehren — zu dem Holzhauer von Mantes. Allerdings sollte ich den geneigten Leser um Verzeihung bitten, daß ich ihn

mit Leuten behellige, die nicht wenigstens zur Klasse der Ritter gehören, allein es scheint nun einmal mein Loos zu seyn, in den unbedeutendsten Begegnungen dieser untractabelsten Erzählung von einer Schaar zerlumpter Gesellen verfolgt zu werden. Holzhauer, Räuber, Bediente und dergleichen machen sich in ihr dergestalt geltend, daß, wünschen wir sie auch in alle Ferne, wir doch ohne sie keinen Schritt zu thun vermögen. Möge denn die Sünde nicht mir beigemessen werden, denn ich erkläre auf mein Gewissen, daß ich Anfangs eine Radikalreform mit meiner Aufgabe vorzunehmen versuchte. Ich strich eine Anzahl untergeordneter Charaktere, setzte Einige auf die Pensionsliste, und entließ Andere als bloße Sinecuristen. Aber damit zu Ende, sah ich auch Alles in der größten Unordnung, und nachdem ich mir die Sache ein halb Stündchen überlegt, und eine oder zwei Seiten im Buche der Natur nachgeschlagen, fand ich, daß die glänzendsten Thaten, die größten Ereignisse aus den niedrigsten Motiven und unbedeutendsten Ursachen hervorgegangen sind. Ich sah Weiber und Kammerdiener die Welt regieren, fand daß Sauerkraut die Herzogin Sara von Marlborough in üble Stimmung versetzte, welche Verstimmung zur Folge hatte, daß sie sich gegen Königin Anna anmaßend benahm. Dieß verursachte, daß Königin Anna sie mit Ohrfeigen bedrohte, und dieß letztere bewirkte, daß England die errungenen Vortheile über Frankreich preiß gab, daß die bourbonische Dynastie den Thron Spaniens behauptete, und daß die Lage Europas bis auf

diesen Tag eine andere ward. Wenn nun Sauerkraut all dieß vermochte, warum sollte ich nicht zu Philipp, dem Holzhauer von Mantes, zurückkehren dürfen?

Wie wir gesehen, hatte Chavigny beim Abschied aus der Hütte seinen Beutel auf den Boden geworfen, wenig besorgt um die Reden oder Handlungen eines so unbedeutenden Mannes, als der Holzhauer war. Allein Philipps erster Gedanke war von der Art, daß er ihm schnellen Zutritt zur Bastille verschafft haben würde, hätte sich Chavigny nur das Geringste davon träumen lassen. „Der junge Graf soll Alles erfahren," sagte Philipp zu sich selbst. „Der im isabellfarbenen Kleid ist trotz des feinen Anzugs ein großer Schurke, oder es täuscht mich Alles."

Der nächste Gegenstand seiner Aufmerksamkeit war die Börse, und nach vielem Für und Wider räsonnirte ihm Neigung, der beste Logiker in der Welt, deren Annahme auf. „Denn," sagte Philipp, „schmutzige Finger machen das Geld nicht schmutzig," und damit steckte er sie sorgfältig ein. Sofort verfiel unser Holzhauer mit an die Nase gelegtem Finger in tiefes Nachdenken über die Frage, wie dem Grafen von Blénau auf die beste und unverdächtigste Weise Nachricht gegeben werden könne von Allem, was er gesehen, gehört und vermuthet. Wir wollen dem Laufe dieser Meditation nicht folgen, die, da sie ohne Zweifel in französischer Sprache vor sich ging, durch die Uebersetzung nothwendig verlieren müßte, sondern durch alle Zick-Zacks seines Verstandes eine gerade Linie ziehend

unmittelbar am Schluß oder besser bei den Consequenzen anlangen. Diese waren keine andern, als daß er erstlich seinem Sohn Karl Befehl gab, dem Maulesel eine Last Holz aufzuladen.

Vergebens protestirte der Knabe mit der Bemerkung, daß um diese Stunde des Morgens oder vielmehr der Nacht kein Mensch Holz kaufen werde. Und darin hatte er vollkommen Recht, denn, wofern wir uns Shakespears Sprache bedienen dürfen, so war die Göttin des Morgens, weit entfernt ihren rothen Mantel schon anzuziehen, noch immer in die Bettdecke der Dunkelheit eingehüllt, und schnarchte in festem Schlafe gleich ihren Vorgesetzten.

Ganz in derselben Lage wie Aurora, das heißt in gesundem, festen Schlafe bis zur gewöhnlichen Stunde ihres Erwachens, befand sich Jeannette, des Holzhauers Ehehälfte. Doch gelang es endlich Philippen, sie durch etwelche tüchtige Kraftäußerungen für das Gefühl äußerer Gegenstände zugänglich zu machen, und als er bemerkte, daß sie nach langem Gähnen und Dehnen in ihrem Bewußtseyn so weit vorgeschritten war, um einen einfachen Satz zu verstehen, schrie er ihr zu: „Steh' auf, Jeannette, steh' auf, Du mußt einen Brief für mich schreiben, denn Gott sey Dank, so weit hab' ich es nie gebracht."

Das Weib gehorchte willig, denn obzwar mild wie ein Frühlingshauch hatte Philipp doch einen hohen Begriff von den Privilegien des Ehemanns, und er duldete keinen Widerspruch in der kleinen Sphäre seiner

Herrschaft. Letztere ward aber für den regierten Theil durch das stillschweigende Zugeständniß bedeutend gemildert, daß dieser, nämlich seine Frau, an allen Geheimnissen Theil zu nehmen habe. Demgemäß erzählte ihr nun auch der gute Holzhauer, freilich in etwas weitschweifigem Styl, nicht allein was zwischen Chavigny und Lafemas im Hause vorgefallen, sondern auch einen großen Theil dessen, was sie draußen, ehe sie an die Thüre geklopft, mit einander gesprochen hatten. „Denn Du mußt wissen, Jeannette," sagte er, „die Erinnerung an die gestrige Uebelthat ließ mich nicht schlafen, und als ich so wach im Bette lag, hörte ich Pferde an der Tränke halten, und Leute reden, und bald machte mich das, was sie sagten, begierig mehr zu hören, was ich auch that, wie ich Dir schon gesagt. Und ich meine nun, Jeannette, es ist Menschen- und Christenpflicht, diesen jungen Kavalier wissen zu lassen, was man gegen ihn vorhat. Setze Dich daher hin, hier ist Tinte und Feder, und ein weißes Blatt aus des Buben heiligem Katechismus; Gott vergeb' es mir, aber es könnte zu nichts Besserem verwendet werden."

Wir wollen uns bei den verschiedenen Erwägungen nicht aufhalten, welche über der Anfertigung der Epistel von Philipp und seiner Ehehälfte zur Diskussion gebracht wurden. Es wird hier die einfache Bemerkung genügen, daß sie gleich zwei ungeschickten Ballspielern dieselben Einwürfe sich tausendmal wieder zuwarfen, nachdem sie sie ebenso oft hatten fallen las-

sen, so daß der volle Tag sie über der unvollendeten Arbeit noch antraf. Ebenso wenig würde die Welt durch eine genaue Kenntniß des Styls und Inhalts des Machwerks sich erbaut fühlen, obzwar Philipp mit nicht geringer Selbstzufriedenheit es vorlesen hörte, und es ohne Zweifel für ein so hübsches Stück Rhetorik hielt, als je eines zu Papier gebracht worden seyn möge. Unglücklicherweise ist es nun für das Publikum verloren, und Alles, was sich mit Gewißheit darüber sagen läßt, ist, daß es den Grafen von Blénau von Allem, was der Holzhauer erfahren, in Kenntniß setzen sollte, mochte auch die Mittheilung in bäurischer Sprache und ohne besondere Vollkommenheit im Styl und in der Orthographie abgefaßt seyn.

Nach mehrmaligem Lesen und Wiederlesen spannte das gute Paar die ganze Fülle des beiderseitigen Scharfsinns auf die Folter, um den Brief möglichst gut zusammen zu binden, und vertraute ihn sodann dem Sohne Karl mit weitschweifiger Belehrung über die Art, ihn in die rechten Hände zu bringen. Froh, einen Feiertag zu bekommen, übernahm der Knabe die Botschaft gar gerne, und das beladene Maulthier vor sich hertreibend zog er pfeifend seines Weges nach St. Germain. Doch war er noch nicht weit gekommen, als ihn Philipp bereits mit neuen Anweisungen einholte, die in der Hauptsache darauf hinausgingen, daß er bei etwaiger Nachfrage Dritter, die ihn den Brief übergeben sähen, sagen sollte, er sey von einer Dame. Denn, meinte Philipp, und er that sich auf diesen

Gedanken viel zu gute, ein so hübscher Junge, wie der Graf, muß viele Damen haben, die ihm schreiben.

Karl verstand zwar von all dem nicht viel, aber er freute sich, dem Grafen, der ihm auf seinen Jagden manch gutes Wort und Stück Geld beim Tränken der Pferde gegeben, einen Dienst zu leisten. Der Knabe sputete sich und erreichte bald St. Germain. Hier war sein Erstes die Wohnung des Grafen aufzusuchen. Nachdem er sich zu diesem Ende einige Zeit umgeschaut, wendete er sich an einen stattlichen Diener, der die Straße herabschlendernd mit dem Blicke der heitersten Sorglosigkeit die verschiedenen Gebäude betrachtete, wie wenn Nichtsthun seine eigentliche Beschäftigung wäre.

„Warum frägst Du nach ihm?" fragte der Mann, ohne Karls Frage zu beantworten.

„Ich muß das Holz an ihn verkaufen," erwiederte der Knabe, sich erinnernd, daß seine Botschaft eine geheime war. „Wo logirt er, guter Herr?"

„Nun, der Graf kauft kein Holz bei so heißem Wetter," meinte der Andere.

„Und ich meine, der Graf kauft überhaupt kein Holz," versetzte der Knabe mit allem Muthwillen eines französischen Bauern, „aber vielleicht kauft es sein Koch."

„Ebenso gut kannst Du meinen, ich kaufe Dein Holz," sagte der Diener.

„In diesem Fall seyd Ihr willkommen," antwortete Karl. „Aber wenn Ihr es nicht braucht, so bitte ich höflichst, zeigt mir des Grafen von Blénau Hotel."

„Gut, ich zeige es Dir," sagte der Andere, „ich gehe gerade selbst hin, von Seite der Marquise von Beaumont mich nach seinem Befinden zu erkundigen."

„Ah, dann wart Ihr Einer von denen, welche gestern mit der Kutsche kamen, als er im Walde verwundet ward," rief der Knabe. „Ja ich erinnere mich Eurer Livree. Wart Ihr nicht unter den Reitern?"

„Richtig," antwortete der Mann, „und trügt mich nicht die Erinnerung, so bist Du der Junge des Holzhackers. Aber komm, sage mir, was hast Du an den Grafen zu bestellen. Du weißt ja, wir sind seine Freunde, und daß Du ihm Dein Holz verkaufen willst, ist bloßer Vorwand."

Karl besann sich einen Augenblick, ob er dem Manne alles erzählen solle. Da ihm aber seines Vaters Anweisung einfiel, so versetzte er: „nun, die Wahrheit ist, ich habe ihm einen Brief zu überbringen von einer Dame."

„O ho! mein kleiner Merkur, Du nimmst Deine Geheimnisse so gut in Acht, als wärest Du ein alter Politikus. Auf diese Weise also verkaufst Du Holz?"

„Ich weiß nicht, was Ihr mit Eurem Merkur meint," sagte Karl.

„Nun, es war ein großer Mann in seinen Tagen," erwiederte der Diener, „und, wie ich eben darauf anspielte, gewohnt, zwischen Göttern und Göttinnen hin und herzugehen, und obgleich ihn Herr Rubens, der größte Maler, der je gelebt, gleich einem der geheimen

Räthe der verstorbenen Königin * aufstutzte, war er doch nichts weiter, als ein Bote."

„In diesem Falle bist Du wohl eher Merkur als ich," antwortete Karl, „denn Du überbringst eine Botschaft und ich einen Brief."

Indem waren sie an des Grafen Hotel gekommen und dieser Umstand ersparte wohl Karln eine zornige Antwort, denn sein Begleiter schien an dieser Zurückgabe des Merkurnamens keineswegs große Freude zu haben. Um daher dem jungen Holzhacker zu verstehen zu geben, daß die Wichtigkeit seiner Person dergleichen Scherze absolut verbiete, sagte er zu dem auf der Treppe ihnen entgegenkommenden Diener des Grafen in doppelt pompösem Tone: „Meldet dem Heinrich de la Mothe, des Grafen Pagen, daß die Marquise von Beaumont sich nach dem Befinden seines Herrn erkundigen lasse."

Der Diener entfernte sich; augenblicklich trat Heinrich de la Mothe heraus, und eröffnete dem Boten, daß es bei seinem Herrn um Vieles besser gehe. Er habe die Nacht gut geschlafen, und die Aerzte versicherten, daß die Wunden keine weitere Folgen haben würden, als die mit so großem Blutverlust natürlich verbundene Schwäche. Und damit begann Heinrich von seiner Seite den Diener über manche kleine Verhält-

* Ohne Zweifel Anspielung auf die von Rubens gemalte Versöhnungsscene zwischen Maria von Medicis und ihrem Sohne Ludwig XIII., wo Merkur mit den Kardinälen und Staatsmännern sehr vertraut thut.

nisse seiner Familie auszufragen, da sein Vater, wie bereits gesagt, Pächter bei Frau von Beaumont war.

Als Karl bemerkte, daß die Unterhaltung für Heinrich zu interessant geworden, um bald zu Ende zu gehen, drückte er seinen Brief dem Pagen in die Hand, und legte den Finger auf die Lippe zum Zeichen, daß er dem Grafen insgeheim zu übergeben sey. Damit machte er sich von ihnen los ohne auf weitere Fragen zu warten, trieb sein Thier durch die unbekanntesten Theile des Waldes und stattete seinem Vater von der Vollziehung des Auftrags Bericht ab.

„Von wem kann der Brief seyn?“ fragte der Diener der Marquise. „Der Junge sagte mir, er käme von einer Dame.“

„Wahrscheinlich von Fräulein von Hauteford,“ erwiederte der Page in Gedanken. „Ich muß ihn ohne Verzug meinem Herrn geben, wenn er Kräfte genug hat, ihn zu lesen. Ein andermal mehr, guter Freund.“ Und damit verließ er ihn.

„Von Fräulein von Hauteford!“ sagte der Andere. „Aha!“ und er wendete sich heimwärts um Alles Luisen, dem Kammermädchen, zu erzählen.

Sechstes Kapitel.

Unsere sublunarische Welt hat gewisse Punkte, die das Schicksal zu großen Ereignissen vorausbestimmt zu haben scheint, und gerade dieser Umstand, daß sie

nemlich der Schauplatz des Außerordentlichen waren, verleiht ihnen auch ohne besondere Lokalschönheit oder sonstige hervorragende Eigenschaften ein überwiegendes Interesse. Dieß ist mit Chantilly der Fall, dessen Geschichte geeignet wäre, dem Dichter manches Lied, dem Weisen manche moralische Betrachtung zu bieten. Und selbst gegenwärtig, in seiner verfallenen Pracht, enthält es einen vollständigen Commentar über die Eitelkeit irdischen Glanzes, und die aus dem Andenken der Jetztwelt entschwundene Größe seiner Besitzer bezeichnet, die Wogen der Zeit als die wahren Wasser der Vergessenheit.

Sey dem, wie ihm wolle, die Namen Montmorency, Condé sind dergestalt in das Gewebe der Geschichte verflochten, daß nichts sie herausreißen kann, und diese waren die Herren von Chantilly. Aber unter Allen, die es unter seinem Dache beherbergte, war gewiß Keiner merkwürdiger als Ludwig XIII., der Sohn Heinrichs IV. und Marias von Medicis, der Erbe großer Talente und eines erhabenen Glücks, ein Fürst, dem der Ruhm des Vaters und die Liebe eines ganzen Volks zur mächtigsten Aufmunterung hätte dienen sollen.

Gewiß ist es sehr traurig, daß Umstände, diese Schwelle, über welche so viele große Geister straucheln, diese Vernichter tief gelegter Plane, diese kleinen, mächtigen, ungesehenen Controleure der menschlichen Handlungen, ein Vergnügen daran fanden, denjenigen unter ihren Willen zu beugen, den die Natur dem

Bereiche ihrer Herrschaft entzogen zu haben schien. Obgleich er begabt mit allen Eigenschaften war, deren ein Thron bedarf, brav, weise, hellsehend, großmüthig, die Talente der Mutter mit dem Muthe des Vaters verbindend, lähmten die Ereignisse seines frühern Lebens jede Spur von Energie in Ludwig XIII., und so blieb er nichts als der Sclave eines ehrgeizigen Ministers, ein Monarch nur dem Namen nach, der Schatten eines Königs! Zu entwickeln, wie es dahin mit ihm kam, gehört nicht zu unserer Erzählung, es ist bereits auf einem beredteren Blatte beschrieben. Nur das muß ich bemerken, daß zu der Zeit, in welcher unsere Geschichte spielt, Ludwig bereits den glänzenden Theil seines Lebens hinter sich sah, und um so weniger schien ihm auch der abgeblühete Rest einer weitern Kraftanstrengung würdig. Er kämpfte nicht einmal mehr um den Schein königlicher Würde, den der stolze Minister ihm nur mit Widerwillen noch zugestand, und tödtete in der Verborgenheit zu Chantilly seine Zeit mit tausend elenden Vergnügungen, die einzig dazu dienten, die Stunden eines leeren und lästigen Daseyns zu verkürzen.

In diesem Zeitpunkte verlautete zuerst Etwas von des Kardinals Uebelbefinden. Zwar hatte seine Gesundheit schon lange geschwankt, und es war Vielen nicht entgangen, daß das dunkle Auge immer hohler ward, die blasse Wange stets tiefere Linien bekam. Aber so gefürchtet war der schreckliche Mann, daß lange Zeit Niemand zu flüstern wagte, was so viele

hofften — daß der Tyrann des Königs und des Volks unter der Gewalt einer stärkeren Hand zu fallen beginne.

Der Morgen war in seinem ersten Erwachen, der alte Nebel hatte sich kaum von den alten Thürmen und Zinnen des Schlosses hinweggezogen, das, unähnlich seinem elegantern Nachfolger, nichts als stark befestigte Mauern und Bastionen darbot, und der schwere Nachtthau lag noch glitzernd auf dem hohen Grase des Parks. In seinen Baumgängen, damals die Allee von Luzarches genannt, und zwar ganz in der Nähe des Schlosses, gingen zwei Kavaliere auf und ab, deren schlendernder Schritt zur Genüge zu erkennen gab, daß ihre Unterhaltung nicht besonders interessant seyn mochte.

Vielleicht konnte man unter der unermeßlichen Mannichfaltigkeit von geistigen und physischen Formen, die die Natur an die Individualisirung des Menschengeschlechts verschwendet, keine zwei verschiedenartiger organisirten Wesen finden, als diese beiden Männer, die sich hier willig Gesellschaft leisteten — den Grafen von Fontrailles und den Marquis von Cinq-Mars, Oberststallmeister.

Cinq-Mars war bedeutend über gewöhnlicher Mannshöhe. Sein Körper hatte das vollendetste, feinste Ebenmaß, und er besaß in seinem Benehmen eine natürliche Würde, welche selbst in den wilden Gestikulationen, wozu ihn bisweilen die Fülle eines glänzenden und enthusiastischen Geists hinriß, sich nicht verkennen ließ.

Fontrailles dagegen, kurz von Statur und in seinem Aeußern gemein, hatte eine ebensowenig einnehmende Haltung. Nur in Einem Geschenk war die Natur nicht stiefmütterlich gegen ihn gewesen: in dem lebhaften, grauen Auge, das mit seinem scharfen Lichte die tiefsten Gedanken derjenigen zu durchdringen schien, auf welche es gerichtet war.

Diese Beschreibung des Aeußern der zwei berühmten Männer ist geschichtlich, und meine Vorliebe für die Physiognomik erlaubte mir um so weniger, sie hier zu übergehen, als ihr Inneres damit vollkommen übereinstimmte.

Cinq=Mars besaß einen stolzen, edlen Sinn, der, mochte er auch durch heftige Leidenschaften sich hinreißen lassen, seinen Handlungen doch immer den Stempel des Großen und Großherzigen aufdrückte. Fontrailles dagegen war ehrgeizig und gemein; ohne die Leidenschaftlichkeit seines Gefährten war er auch ohne dessen bessere Eigenschaften, aber er besaß jenen durchdringenden Scharfblick, welcher mehr instinktartig als aus der Urtheilskraft hervorgehend, ihm den eigentlichen Moment der Gefahr stets nachwies, und die Mittel zur Rettung bezeichnete.

Daß zwischen zwei so verschiedenen Naturen keine innige Freundschaft herrschen konnte, braucht kaum erwähnt zu werden. Aber dennoch verkehrten sie viel miteinander, denn Cinq=Mars war zu edel, Verdacht zu hegen, Fontrailles zu schlau, sein Innerstes herauszukehren. Ueberdieß hatte er in diesem Augenblick ei=

nen Streich vor, und nahm sich deshalb doppelt zusammen.

„Ohne Zweifel habt Ihr die Neuigkeiten gehört, Cinq=Mars," fing er an, von der großen Allee von Luzarches in einen der kleineren Laubgänge einlenkend, wo man weniger überrascht werden konnte. Denn er wußte, daß das beabsichtigte Gespräch nicht ermangeln würde, in seinem Gefährten jene wilden Bewegungen hervorzurufen, die, falls man sie bemerkte, Verdacht gegen Beide erregen konnten. Da Cinq=Mars stille blieb, fuhr er fort: „Der Kardinal ist unwohl," und damit heftete er das graue Auge auf den Stallmeister, wie wenn er das Innerste seiner Seele durchspähen wollte. Aber Cinq=Mars blieb stille und war augenscheinlich mit andern Gedanken beschäftigt, indem er fortfuhr, das Gestrüpp an beiden Seiten des Wegs mit dem Schwertgefäß niederzuschlagen, ohne nur einen Blick auf seinen Gefährten zu werfen. Doch erhob er nach einigen Augenblicken das Haupt mit der Miene sorgloser Zerstreuung. „Welche Wildniß ist dieser Ort geworden!" sagte er, „seht, wie hier alles zwischen den Bäumen aufgeschossen ist. Heutzutage möchte man eben so gern im Walde als in einem königlichen Forste seyn."

„Aber Ihr antwortet mir ja nicht," fiel Fontrailles wieder ein, hartnäckig zu dem Gegenstande zurückkehrend, welchem der Gefährte absichtlich auszuweichen schien, „ich sagte, der Kardinal sey unwohl."

„Nun wohl! ich höre," antwortete Cinq=Mars,

etwas grämlich auffahrend, gleich einem stättischen Pferde, das mit Gewalt auf einen Pfad getrieben wird, den es ungerne betritt. „Aber was soll ich dazu sagen? Soll ich mich darüber grämen? Nun so sey's. Es bekümmert mich also, bekümmert mich, daß eine unbedeutende Unpäßlichkeit, die längstens in einem Monat vorüber seyn wird, in Frankreich Hoffnungen erregen mag auf eine Befreiung, die noch lange auf sich wird warten lassen."

„Und doch würdet Ihr sehr bekümmert seyn, sollte der große Mann sterben," sagte Fontrailles, halb fragweise, halb im Tone unbezweifelter Voraussetzung. Dabei sah er dem Marquis ins Gesicht mit der Miene zaudernder Ungewißheit.

Cinq-Mars konnte sich nicht mehr halten. „Wie!" rief er heftig aus, „bekümmert um den Frieden der Welt, bekümmert um das Wohl meines Vaterlandes, bekümmert, daß mein König frei wird? Ich sage Dir, Fontrailles, sollte der Kardinal sterben, das französische Volk würde sich in Masse versammeln, die Schafote und Galgen niederzureißen, um Freudenfeuer aus ihnen zu machen über seine Befreiung."

„Wer hätte sich dergleichen Reden von Euch je träumen lassen?" erwiederte Jener. „Zwar stimmt ganz Frankreich mit Euch überein, aber wir alle dachten, der Marquis von Cinq-Mars liebe den Kardinal entweder zu sehr, oder fürchte ihn zu sehr, um ein Auge für seine Verbrechen zu haben."

„Ich ihn fürchten!" rief Cinq-Mars, indem das

Blut ihm ins Gesicht schoß, wie wenn das bloße Wort Furcht sein Ehrgefühl verwundete. Hier brach er plötzlich ab, schien über seine wirklichen Gefühle nachzudenken, schüttelte traurig das Haupt, und fügte nach einer Pause bittern Schweigens hinzu: „Wahr, sehr wahr! Wir fürchten ihn Alle. Und doch ist es unmöglich, das Vaterland bluten zu sehen unter der erbarmungslosen Grausamkeit eines einzigen Mannes; sehen die Gefängnisse angefüllt mit den Besten und Bravsten des Landes, einzig zu Beschwichtigung seines Argwohns; sehen den König in schlimmern Banden als denen eines Sclaven, damit nur der verwegene Ehrgeiz eines unersättlichen Pfaffen seine Befriedigung erhalte: alles dieß, sag' ich, sehen zu müssen, ohne zu wünschen, der Himmel möchte es anders beschlossen haben."

„Es ist nicht der Fehler des Himmels," erwiederte Fontrailles, „es ist unser eigener, daß wir es leiden. Hätte Frankreich nur einen Mann, der mit hinlänglichem Muth, Talent und Einfluß die wahre Gesinnung des Patrioten verbände, unser unglückliches Vaterland würde sich bald befreit sehen von den Banden, unter denen es jetzt seufzt."

„Aber wo wäre ein Solcher zu finden?" fragte der Stallmeister, indem er entweder Fontrailles Absicht wirklich nicht verstand, oder demselben eine noch deutlichere Erklärung abzulocken wünschte. „Ein solches Unternehmen, wie Ihr andeutet, muß wohl erwogen und sorgfältig zur Ausführung gebracht werden, wenn es irgend gelingen soll. Verstand, Muth, ausgezeich-

nete Namen müssen ihm vereint ihre Kräfte leihen. Die Macht des Reichthums und die Macht der Reputation muß für dasselbe sprechen. Es muß das Erheben des Löwen seyn mit all seiner Stärke, die umgarnenden Netze zu zerreißen."

„Allerdings, aber es muß doch Einer da seyn, den Löwen zu diesem Erheben zu veranlassen," sagte Fontrailles, indem er Cinq=Mars mit einem gewissen Ausdrucke ansah, der zu erkennen gab, daß er ihn für diesen Mann halte. „Nehmt einmal an, dieß wäre Frankreich," damit machte er seinen Degen vom Gehenk los und zog mit der Spitze der Scheide einige Linien auf den Boden; „zeigt mir nun eine Provinz oder einen Bezirk, der sich nicht in der ersten Stunde nach erhaltener Nachricht erheben wird, das Joch des verhaßten Mannes abzuschütteln. Hier ist die Normandie, fast im Zustande offener Empörung, da Guienne nicht viel besser, hier Sedan, unser eigenes Gouvernement, hier die Berge von Auvergne mit Flüchtlingen angefüllt, die einzig Schutz vor seiner Tyrannei suchen, hier endlich Paris und sein insultirtes Parlament, Beide nur auf eine günstige Gelegenheit wartend."

„Und hier," sagte Cinq=Mars, mit melancholischem Lächeln die Weise seines Gefährten nachahmend und mit dem Schwerte die Punkte auf dem Boden bezeichnend, wie wenn er eine Karte vor sich hätte, „und hier ist Peronne, und hier Rouen, und hier Havre und Lyon, Tours, Brest und Bordeaux, und jedwede

andere Stadt und Festung in Frankreich, vollgepfropft mit seinen Truppen und gouvernirt von seinen Kreaturen. Und hier ist Flandern mit Chaunes und Mielleray, mit 15,000 Mann zu seiner Verfügung. Und hier ist Italien mit Bouillon und noch einmal soviel Mannschaft, alle bereit, auf seinen Wink zu marschiren."

„Aber setzt voraus, ich könnte nachweisen," sagte Fontrailles, den Gefährten am Arme zurückhaltend, „setzt voraus, ich könnte nachweisen, daß Mielleray nicht marschiren wird, daß Bouillon sich für uns erklärt, daß England uns mit Geld unterstützt und Spanien fünftausend Mann zu unserer Verfügung stellt, daß des Königs eigener Bruder –"

Cinq=Mars schüttelte die Hand. „Nein, nein," sagte er in festem, bitterem Tone: „Gaston von Orleans hat schon zu Viele aufs Schafot geführt. Der schwache, unschlüssige Herzog ist immer der Henker seiner Freunde. Denkt an den armen Montmorency."

„Laßt mich weiter reden," versetzte Fontrailles, „hört mich zu Ende und dann urtheilt. Ich sage: setzt voraus, des Königs eigener Bruder leihe uns seinen Namen und Einfluß, und der König selbst gäbe seine Einwilligung."

„Ha!" rief Cinq=Mars, plötzlich abbrechend, denn die Idee den König selbst zu gewinnen, war ihm nie in den Sinn gekommen und nun erschien sie ihm wie ein Sonnenstrahl, der, die Wolken durchbrechend, plötzlich die düstre Scene beleuchtet. „Glaubt Ihr wirklich, der König würde seine Einwilligung geben?"

„Gewiß," versetzte der Andere. „Haßt er nicht den Kardinal so sehr, als irgend Jemand? Tobt nicht sein Blut unter den Banden, die er nicht zu brechen vermag? Würde er nicht segnen den Mann, der ihm die Freiheit gäbe? Denkt, Cinq=Mars," fuhr er fort, indem er seiner Redeweise mehr Energie zu verleihen suchte, da er wußte, daß der lebhafte Geist seines Gefährten durch einen Funken Enthusiasmus in Flamme gesetzt werden könne, „denkt, welch glorreicher Gegenstand! sein Volk und seinen Souverän zugleich zu befreien und die vielen Schlachtopfer loszuketten, die in diesem Augenblick bestimmt sind, die Grausamkeit des Tyrannen zu erweisen. Denkt an die ruhmvolle Belohnung, den Dank eines Königs, den Dank einer Nation, die Segnungen von Tausenden, welche vom Kerker und Tod errettet werden!"

Dieß wirkte, wie er nur immer wünschen konnte. Seine Begeisterung verfehlte nicht, seinen Gefährten völlig anzustecken. Während er noch sprach, spiegelte sich in Cinq=Mars' Auge die ganze Glut seines heftigen Temperaments; er schlug mit der Hand auf den Schwertknauf, wie wenn er sich sehnte, es für die Freiheit seines Landes zu ziehen. „Ruhmvoll," rief er aus, „gewiß sehr ruhmvoll!"

Aber sogleich gerieth er wieder, den Blick zur Erde schlagend, in die Erwägung der manchfachen Verwicklungen der Zeit, und als sich ihm die Schwierigkeiten und Gefahren einer solchen Unternehmung recht lebhaft darstellten, starb der Enthusiasmus seines Auges, gleich

dem letzten Aufflackern einer erlöschenden Flamme hinweg, und er erwiederte seufzend: „Was Ihr mir vorgemalt, ist gewiß ein glorreiches Bild — aber es ist todt, es hat keine Seele. Der König, obzwar in Allem groß und edel, ist zu lange beherrscht worden, um nun für sich zu handeln. Der Herzog von Orleans ist schwach und unentschieden wie ein Kind. Bouillon ist fern —"

„Und wo ist denn Cinq-Mars?" fragte Fontrailles, „wo ist der Mann, welchen der König wirklich liebt? Hat auch Cinq-Mars seinen eigenen Einfluß vergessen, so hat ihn doch Frankreich im Gedächtniß, und Frankreich sagt ihm nun — wenn auch durch eine so schwache Stimme als die meine — daß Er bestimmt ist, die Seele dieses großen Leibes zu seyn, zu beleben diese gewaltige Form, das Haupt zu seyn dieser Verschwörung, wofern man anders ein Unternehmen, an dessen Spitze ein König steht, und das von Prinzen gefördert wird, mit einem solchen Namen belegen darf."

Freilich macht in unsern friedlichen Tagen, wo man uns lehrt, gegen Privatverschwörungen wie gegen Verbrechen und Unglück zum Himmel zu beten, schon der Name Verschwörung alle orthodoxen Ohren stutzig; so war es aber noch nicht zu der Zeit, von welcher wir reden. Denn seit dem Beginn der Kriege zwischen Heinrich IV. und der Ligue hatte man nichts erlebt als eine fortgehende Reihe von Verschwörungen, in welche nach und nach alle ausgezeichneten Männer des Landes

verwickelt worden waren, so daß manch edles Haupt auf dem Schafot gefallen war. Die Gemüther hatten sich dergestalt an diesen Zustand gewöhnt, daß der Ausbruch eines neuen Komplotts kaum noch die Neugier eines Tags beschäftigte, wie etwa die Bürger einer belagerten Stadt zuletzt den Kanonendonner gar nicht mehr beachten. Der Name Verschwörer war so gewöhnlich geworden, daß es wenige Männer im Königreiche gab, welche nicht einen gerechten Titel darauf sich erwarben.

Daher brachte denn auch das Wort Verschwörung bei Cinq-Mars keinen widrigen, unangenehmen Eindruck hervor. Fontrailles Vorschläge hatten im Gegentheil einen plausibeln Schein. Der Erfolg schien nicht unwahrscheinlich, und im Fall des Gelingens ward Cinq-Mars die Belohnung zu Theil, für die sein Herz am lautesten schlug — Ruhm! Aber ein Punkt war dabei, der ihn stutzig machte. „Ihr vergeßt," sagte er, „daß ich dem Kardinal Alles verdanke; vergeßt, daß, so viel Uebles er dem Lande zugefügt hat, er mir keines zufügte, und mag ich auch wünschen, daß ein solches Wesen nicht existire, so darf ich es doch nicht verletzen."

„Wahr, sehr wahr!" erwiederte der schlaue Gefährte, welcher wohl wußte, daß der Schein der Aufrichtigkeit über Cinq-Mars mehr vermöge als irgend Etwas, „wenn er Euch Gutes gethan, so bleibt sein Freund. Vergeßt Euer Land über Eurer Dankbarkeit — obgleich in den Tagen alter Tugend Vaterlands-

liebe für das Höchste gehalten wurde. Lassen wir dann alle Hoffnung fahren und nichts weiter davon." — „Wenn ich aber zeigen kann, daß der stolze Minister Euch nie diente, wenn beweisen, daß jede Ehrenbezeugung, die Euch letztlich widerfuhr, weit entfernt auf Rechnung der Güte des Kardinals zu fallen, blos in der Gunst des Königs ihren Grund hatte, ja dem harten Pfaffen als Concession für des Königs Launen abgedrungen werden mußte; wenn dargethan werden könnte, daß Marquis Cinq=Mars gegenwärtig Herzog und Connetable von Frankreich wäre, hätte nicht sein gütiger Freund, der Kardinal, etwas von Unfähigkeit dazwischen geflüstert: dann werdet Ihr Euch nicht mehr mit der Freundschaft entschuldigen können, dann wird der Schrei Eures Landes gehört werden müssen."

„Ich kann Euren Worten kaum glauben, Fontrailles," erwiederte Cinq=Mars. „Ihr sprecht kühn; sprecht Ihr auch wahr?"

„Ganz wahr, bei meinem Leben. Glaubt Ihr, wenn ich nicht jedes meiner Worte beweisen könnte, ich würde meine geheimsten Gedanken einem Manne Preis geben, der sich Richelieus Freund nennt?"

„Beweist mir, beweist mir nur, daß ich ihm nicht zur Dankbarkeit verpflichtet bin," rief Cinq=Mars heftig. „Nehmt von mir die Bande, womit er meine Ehre gefesselt, und ich will ihn von seiner Höhe herabstürzen, oder in dem Versuche sterben."

„Husch!" flüsterte Fontrailles, den Finger auf die

Lippe legend, als sie in eine andere Allee eintraten, „wir sind nicht länger allein. Beherrscht Euch, Cinq-Mars, und ich will, ehe wir zwei Stunden älter werden, alles beweisen, was ich Euch vertraute."

Dieß sagte er leise, denn es näherte sich ihnen wirklich eine andere Gruppe, welche aus drei Personen bestand. Die Eine, um einen Schritt den beiden Andern voraus, zeichnete sich zwar nicht durch Kleidung aus, wohl aber durch jenes unbeschreibliche Etwas, das die Idee der Würde erregt. Es war ein Mann in einem einfachen, schwarzseidenen Kleide mit Knöpfen von Agat, der übrige Anzug bis auf die Scheide und den Griff des Jagdmessers war von derselben Farbe und Einfachheit. An der rechten Hand trug er einen dicken Handschuh, von der besondern Art, wie sie damals bei Weidmännern Mode waren, noch mehr aber bei Vogelfängern, ein Geschäft, welches damals für besonders fashionabel galt. Es gaben auch wirklich die vielartigen Netze und Schlingen, welche die beiden Andern trugen, zu erkennen, daß dieß die Morgenbelustigung der Gesellschaft gewesen war.

Der König, denn er war es selbst, war etwas über mittlerer Größe und dabei schmächtig. Die Gesichtsfarbe war bleich, das Haar, einst aus dichten braunen Locken bestehend, nun mit grau vermischt. Aber immer noch boten Gestalt und Züge viel Interessantes dar. Alle seine Bewegungen drückten eine gewisse Ungezwungenheit neben voller Beherrschung der äußern Form aus. Selbst bei den unbedeutendsten

Vergnügungen behielt er einen gewissen Grad von Würde; das Gefühl, wie nichtig dergleichen Belustigungen seyen, und wie sehr sie seiner Stellung, seinen Talenten widersprächen, schien ihn nie zu verlassen. Seine Züge waren immer hübsch, besonders aber dann, wenn eine plötzliche Aufregung das verborgene Feuer seines dunkelbraunen Auges belebte.

Alsdann erinnerten sich die Genossen seiner frühern Jahre des jungen stolzen Prinzen, der nicht einmal die usurpirte Herrschaft seiner hochbegabten Mutter zu ertragen vermocht, während er nun der Sclave ihres Sclaven geworden. Das Bewußtseyn der Erniedrigung, sein Unvermögen, diesem Zustande der Knechtschaft durch einen energischen Act ein Ende zu machen, gaben ihm gewöhnlich die Miene tiefer Trauer, die nur bisweilen durch heftige Ausbrüche einer gereizten Stimmung unterbrochen ward. Dann aber zeigte sich auch der volle Ausdruck seines Gesichts, das sonst nur die Spuren tiefen und düstern Nachdenkens oder das augenblickliche Aufflackern einer schwachen, gedankenlosen Heiterkeit wiederspiegelte. Indessen kam ein so häufiger Gemüthswechsel auf dem Gesichte des gebeugten Monarchen zum Vorschein, daß Manche eine Finte zu Maskirung geheimer Absichten dahinter vermutheten. Dem sey wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß zwischen den natürlichen oder erkünstelten Zügen sich nicht selten deutliche Spuren von dem kühnen Geiste seiner Mutter und von des Vaters großmüthigem Herzen wahrnehmen ließen.

Sein schneller Schritt, den er nie ablegte, brachte den Monarchen bald neben Cinq=Mars und Fontrailles. „Guten Morgen, Herr von Fontrailles," sagte er, während der Graf sich tief verbeugte. „Setzt auf, setzt auf, es ist ein hübscher Tag für Waldbelustigungen, aber nicht für bloße Köpfe, obgleich ich von Euch sagen hörte, daß, wäret Ihr auch im dicksten holländischen Nebel, Ihr Euren Weg finden würdet. Wie! mein Oberststallmeister," fuhr er gegen Cinq=Mars fort, „traurig als hättest Du complottirt und träumtest nun von Beil und Block?" Und mit mild vertraulicher Miene ergriff er des Günstlings Arm, der seiner Seits auffuhr, als hätte der Monarch seine Gedanken gelesen und sein Urtheil verkündigt.

Ein einzig Wort hat oft Reiche gewonnen oder verloren, oft noch weniger als ein Wort, wenn wir der Geschichte von Darius Pferde Glauben beimessen dürfen, das seinen Herrn ohne Sprache zum Kaiser proklamirte. Fontrailles, welcher Cinq=Mars fest im Auge behielt, entging die Wirkung von Ludwigs Worten nicht, daher eilte er sie zu verwischen.

„Kleine Gefahren bei einer großen Unternehmung in Anschlag zu bringen," sagte er, „wäre so schwach, als ehe man auf die Jagd reitet allen Fällen, die sich dabei ergeben können, nachzudenken."

Cinq=Mars und der König waren beide leidenschaftliche Jäger, so daß Fontrailles Vergleichung ihre Wirkung nicht verfehlte. Namentlich war dieß bei dem Könige der Fall, dem diese Idee zu einer persönlichen

Anspielung auf den Grafen Veranlassung gab. „Jesus, das wäre allerdings toll genug!“ rief er aus; „aber Ihr seyd ja kein Jagdfreund, Fontrailles, wenn ich mich recht entsinne. Es fällt mir wirklich nicht bei, daß ich Euch je auf einer Eber- oder Hirschjagd gesehen.“

„Mehr Mißgeschick als Fehler, Sire,“ erwiederte Fontrailles. „Ich ward nie mit einer Einladung beehrt, sonst würden Euer Majestät in mir einen Weidmann erkannt haben, so kühn als St. Hubert jemals gewesen seyn mag.“

„Gesegnet sey sein Andenken!“ rief der König. „Aber wir wollen heute jagen, wir wollen Euch reiten sehen, Fontrailles. Was meint Ihr, Cinq-Mars? Gerade fällt mir ein, daß die Treiber heute früh die Meldung von zwei aufgespürten Hirschen machten. Der Eine, ein fetter Zehenender, ist im Bosquet am Ende des Waldes bei Argenin, ein Anderer bei Boisjardin. Der Erste wird aber wohl der Bessere seyn, denn er hat nur einen Ausweg durch die lange Allee. Kommt, Ihr Herren, schlüpft in die Stiefel, und da unser Oberjägermeister nicht in Chantilly ist, sollt Ihr, Cinq-Mars, seine Funktionen versehen. Laßt den Hundemeister die alte Koppel und die Relais auf dem Kreuzwege von Argenin aufstellen, und dann schnell zu Pferde.“ Damit wendete er sich, um sich zu seinem Lieblingsvergnügen gehörig auszurüsten. Doch nach wenig Schritten blieb er stehen und wartete auf die beiden Kavaliere.

„Was meint Ihr, Freund," sagte er zu Cinq-Mars, „es heißt, der Kardinal sey krank? Habt Ihr auch davon gehört?"

„Eine vage Nachricht dieser Art ist mir allerdings zu Ohren gekommen," erwiederte Cinq-Mars, indem er seinem Herrn fest ins Gesicht sah, „aber als völlig unverbürgt. Darf ich mir von Eurer Majestät nähere Auskunft erbitten?"

„Nun, er ist krank, sehr krank," versetzte Ludwig, „so daß er sterben kann. Der Herr sey seiner Seele gnädig! Vielleicht stirbt er und dann —" und damit fiel der König in tiefe Gedanken.

Möglich, daß er in diesem Augenblicke alle Folgen von Richelieus Tode erwog. Denn allmälig nahm sein Gesicht den Ausdruck höherer Würde an, das Auge leuchtete von lang zurückgehaltenem Feuer, der Schritt ward fester und majestätischer, wie wenn der Geist, mit Träumen künftiger Selbstherrschaft beschäftigt, eine lange Reihe von Jahren der Größe und Gewalt vor sich erblickte.

Fontrailles entging diese Veränderung in des Königs Haltung nicht, und ein Meister in der Kunst, fremde Gedanken auf dem Gesichte zu lesen, stellte er sich, als wolle er die Rede des Königs ergänzen. Er war aber vorsichtig genug seinen Worten eine scherzhafte Bedeutung gegen den Oberststallmeister beizugeben, damit der reizbare Monarch sich in keiner Weise für verletzt halten könne. „Und dann," sagte er, „und

dann wird Cinq=Mars Herzog werden. Nicht wahr, Sire?"

Ludwig fuhr auf. Seine Träume hatten bei größeren Dingen verweilt, da aber Belohnung von Freunden und Günstlingen einer seiner Lieblingsgedanken, im Fall künftiger Selbstregierung, war, so erwiederte er ohne Zürnen: „Wahrscheinlich wird es so seyn, und gewiß," setzte er hinzu, sich freundlich gegen den Stallmeister wendend, „hätte man meinen Privatwünschen Gehör verliehen, so wäre es längst so, Cinq=Mars. Aber Ihr wißt ja, Könige müssen ihre Privatneigungen dem Wohl des Staats zum Opfer bringen.

Fontrailles warf dem Oberststallmeister einen vielsagenden Blick zu. Dieser nickte, zum Zeichen daß er ihn verstanden und erwiederte: „Ich verstehe Euer Majestät, aber glaubt mir, Sire, keine Ehre oder Auszeichnung könnte Cinq=Mars mehr an seinen König binden, als Pflicht, Dankbarkeit und Neigung es bereits thun."

„Das glaub ich, Freund, das glaub ich von Herzen," sagte Ludwig. „Gott vergebe uns, daß wir den Tod von irgend Jemand wünschen sollten, und sicherlich wünsche ich nicht den Tod des Kardinals, denn er ist ein guter Minister und ein gewaltiger Geist. Aber bei all dem möchten wir wünschen, daß er etwas milder und nachgiebiger wäre. Und doch ist er ein großer Mann. Sieh, wie er die Könige von halb Europa gängelt und beherrscht; wie er dem Kaiser den Daumen auf dem Auge hält und unserm guten Schwager,

dem König von Spanien. Ist doch der große Gustavus, der Held des Norden, nicht viel mehr als sein General!"

„Gewiß ist er ein großer Mann," erwiederte Cinq-Mars. „Aber erlaubt mir die Bemerkung: ein großer böser Mann ist schlimmer als einer von geringern Talenten, denn er hat die ungebundene Fähigkeit, übel zu thun. Und vielleicht, Sire, wenn der Minister sich begnügte, die auswärtigen Könige darniederzuhalten, wäre es besser, als daß er sich zu Hause dem Willen seines eigenen Souveräns widersetzt."

Allein die Zeit war noch nicht gekommen, wo Ludwig versuchte, sich von den lang gewohnten Netzen zu befreien; denn Gewohnheit hatte noch weit mehr Gewalt über ihn als die großen ehrgeizigen Talente Richelieus. Vielleicht verachtete und haßte Niemand in ganz Frankreich den Kardinal mehr als sein königlicher Sclave, und doch sah dieser unter allen Träumen über die Zukunft mit Furcht auf den Augenblick, wo er die Unterstützung eines Mannes verlieren sollte, den er zwar verabscheute, auf dessen Rath und Fähigkeiten aber mit Zutrauen und Sicherheit sich zu verlassen er seit lange gewohnt war.

Dieser Gemüthszustand seines Herrn entging dem Stallmeister nicht, und so stiegen beim Eintritt in den Palast neue Zweifel in ihm auf, ob er sich auf die kühnen und gefährlichen Anmuthungen Fontrailles einlassen solle.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

James, G. P. R., / Notter, Friedrich, / Pfizer, Gustav,

G. P. R. James' Romane

Bd.: 22

Stuttgart 1840

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.angl.o.61-c(5#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11715241-4